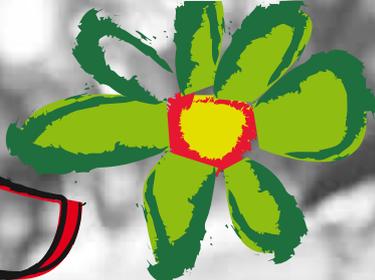


Grünzweig



Visionen

Einkommen, ohne Arbeiten
zu müssen?
Leben in Gemeinschaft

Perspektiven

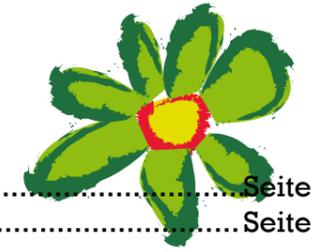
Studium: Umweltwissen-
schaften
Freiwilliges Ökologisches
Jahr

Engagement

Antirassistisches Festival in
Hannover
Rettet den Regenwald!
Guerilla Gardening



In diesem Magazin zu finden:



REISE

Frühstück mit Koalas - ein Reisebericht.....	Seite 4
Interview mit einer Australierin.....	Seite 18

VISIONEN

Das Bedingungslose Grundeinkommen - eine Idee nach Götz Werner.....	Seite 6
Von Träumen und Visionen - junge Menschen im Ökodorf.....	Seite 8

PERSPEKTIVEN

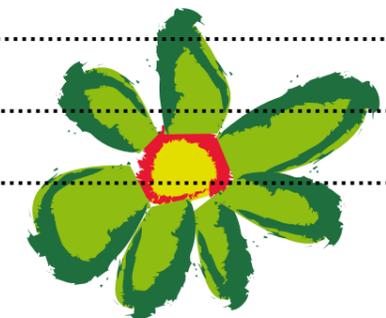
FÖJ - Freiwilliges Ökologisches Jahr.....	Seite 10
Peanut und die dicken Kinder aus der Hölle.....	Seite 11
Zwischen Schnippelkurs und Forschungstauchen.....	Seite 12

AKTIV: ENGAGEMENT, EHRENAMT UND PROJEKTE

Guerilla Gardening - holt euch die Straße zurück!.....	Seite 14
Stacheldraht zu Altmetall - Antirassistisches Festival in Hannover.....	Seite 16
Rettet den Regenwald! Zwei Projekte werden vorgestellt.....	Seite 20

SONSTIGES

(Geflügel-) Highway To Hell: Die Schlachthanlage an der A7.....	Seite 19
Zukunftsmusik: Von ökologischen Festivalbesuchen und nachhaltigen Clubs.....	Seite 22
Wanted: The Otterhound.....	Seite 23
Comic: Gen-Chaoten in Aalhausen.....	Seite 24
Der Zug der Vögel.....	Seite 26



Impressum

Naturschutzjugend (NAJU) Niedersachsen

Alleestraße 36
30167 Hannover
Tel. 0511 / 911 05 30
www.naju-niedersachsen.de

Vi.S.d.P: Jannik Krone

Konzept und Text: Jannik Krone, Eike Onken, Rieke Hobbie, Paula Böhmer, Andrea Pohl, Christoph Röttgers, Christopher Vogel, Merle Bollen, Harry Messerschmidt, Raphael Rocco

Fotos und Zeichnungen: „Raphael Rocco (Seite 4), „Jannik Schall“ / www.jugendfotos.de (Seite 6), „Annabell Sommermeyer“ / www.jugendfotos.de (Seite 7), Jannik Krone (Seite 8), „Julia Bach“ / www.jugendfotos.de (Seite 10, Pustebblume), Jannik Krone (Seite 10, Seminargruppe FÖJ), Otterzentrum Hankensbüttel (Seite 11), Andrea Pohl (Seite 12), Hans Peter Dehn / pixelio.de (Seite 12), Anna Brunke (Seite 16/17), PETA (Seite 19), „Virginia Boswell“ / www.jugendfotos.de (Seite 20, oben), Global Witness (Seite 20, unten), Didi01 / pixelio.de (Seite 22, unten links), ginnerobot / flickr.com (Seite 22, Gitarre), OTTERZENTRUM Hankensbüttel (Seite 23), Harry Messerschmidt (Seite 24, 25), Hans Peter Dehn / pixelio.de (Seite 26, Küstenseeschwalbe), Merle Bollen (Seite 26, restliche Bilder), Jannik Krone (Cover und Rückseite)

Druck: Umweltdruckerei Hannover
www.dieumweltdruckerei.de
Gedruckt auf Recycling-Papier, ausgezeichnet mit blauem Engel und mit Bio-Farben

Die Erstellung dieser Broschüre wurde gefördert von „generation 2.0“, einem Förderprogramm des Landes Niedersachsen und des Landesjugendrings für Engagement und Bildung in der Jugendarbeit.



landesjugendring niedersachsen e.v.
www.generationzweinnull.de





Frühstück mit Koalas



Eine Reise durch Kontinent auf der anderen Seite der Welt

Raphael Roccor war 8 Monate lang in Australien unterwegs. Der Biochemie-Student absolvierte ein Auslandssemester in Sydney, ein Praktikum in Melbourne und ist durch Australien gereist:

23 Stunden - so lange sitzt man im Flugzeug, um nach Australien zu fliegen. Eine Menge Bäume, die man pflanzen muss, um die Kohlenstoffdioxidbilanz wieder auszugleichen, dachte ich. Aber das Flugzeug würde schließlich auch ohne mich fliegen, versuchte ich erfolglos mein Gewissen zu beruhigen. Der typische Konflikt eines umweltbewussten Menschen, wenn er sich auf eine lange Reise begibt.

Jedenfalls war mein Interesse groß, diesen Kontinent kennenzulernen. Man hörte doch einiges von diesem weit entfernten Land. Aber in der Presse wird es kaum erwähnt. Vielleicht aufgrund der großen Distanz oder weil dort einfach nichts weltbewegendes passiert? Ich entschloss mich also, einen Teil meines Studiums in Australien zu verbringen, um Land, Leute und Kultur kennenzulernen, aber vor allem, um die einzigartige Natur zu erkunden.

Es verschlug mich zunächst nach Sydney, einer boomenden Metropole an Australiens Westküste und eine der am meisten besuchten Städte weltweit. Das internationale Flair ließ mich staunen - in manchen Vierteln begegnete ich mehr Menschen mit Migrationshintergrund als „echten“ Australiern. Aber wer waren schon die wahren Australier? Schließlich ist die Kultur erst ca. 200 Jahre alt und manche Australier sagen selbst: „Dies ist ein Land von Einwanderern. Wir sind alle irgendwann einmal eingewandert.“ Nichts desto trotz ist ein Australier stolz auf sein Land und die Errungenschaften seiner Vorfahren, die dazu führten, dass aus einer Sträflingskolonie eine aufstrebende, unabhängige Nation wurde. Doch auf so manches sollten Australier nicht stolz sein. So war der Umgang mit den Ureinwohnern Australiens, wie bei der Kolonialisierung sämtlicher Länder der Neuen Welt durch Europäer, keine positive Ausnahme. Die Aboriginies wurden ihrer Länder und Rechte beraubt und nicht selten kaltblütig ermordet. Viele Menschen des ältesten Naturvolkes der Welt leben heutzutage in kleinen Reservaten oder verarmt in den Städten. Obwohl die erste Begegnung der Aboriginies mit James Cook und der Mannschaft der Endeavour 1770 friedlich verlief, nahmen sich die weißen Eroberer im Laufe

der Geschichte gewaltsam das Recht, über die Ureinwohner zu herrschen. Das Naturvolk wurde christianisiert und von den Kolonialherren abhängig gemacht, nicht selten durch Alkohol, dem die Aboriginies bis heute in großen Zahlen verfallen sind. Aufgrund der geringen Bildung und der katastrophalen sozialen Stellung wurde mit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bis in die 1970er Jahre ein radikaler Versuch gestartet, die Aboriginies in die moderne Gesellschaft einzugliedern. Man entriß die Kinder ihren Eltern und brachte sie bei weißen Familien unter, die sie erziehen sollten. Ihre lieblichen Eltern, so wurde ihnen erzählt, seien tot oder hätten sie verstoßen. Natürlich ging der Plan nicht auf - ein Großteil der Kinder war verstört und hatte große Probleme, die Folgen waren Gewalt und Drogen; die Eingliederung in die weiße Gesellschaft scheiterte. Noch bis heute ist der Fehltritt der damaligen Regierung zu spüren. Die Aboriginies haben eine Lebenserwartung von unter 60 Jahren und ihr Bildungsstand ist sehr gering. Die aktuelle Regierung verspricht Besserung, der australische Premierminister hat sich im Jahre 2008 erstmals bei den Aboriginies für die Fehler der Vergangenheit entschuldigt. Ein Schuldeingeständnis, das nicht häufig von offizieller Seite zu hören ist. Die Realität der Aboriginies sieht jedoch etwas nüchterner aus: außer begrenzter Geldmittel, deren sinnvolle und gezielte Ausgabe nicht weiter kontrolliert wird, sind die Bestrebungen zu helfen recht mager.

Doch gibt es nicht nur Probleme mit den Ureinwohnern Australiens. Ob bei meiner Reise entlang der Ostküste vom nördlichen Cairns zurück nach Sydney oder während meines Aufenthaltes in Melbourne an der Südküste, immer wieder stieß ich auf ökologische Probleme. So wurde ich beispielsweise Zeuge eines massenhaften Auftretens von Agakröten („Cane Toads“) nach einem lang anhaltenden Schauer. Diese Krötenart wurde aus Südamerika bewusst eingeschleppt, da sie die Zuckerrohrplantagen vor einem Schädling bewahren sollte. Jetzt vermehrt sie sich rasant schnell und gefährdet durch ihren unstillbaren Appetit und ihre giftige Haut einheimische Beute und Räuber gleichermaßen. Australiens Flora und Fauna ist seit Millionen von Jahren isoliert vom Rest der Landmassen. Dadurch

Ein Interview mit einer Australierin, die hier in Deutschland zu Besuch war, findest du auf Seite 18 in diesem Heft.

hat sich dort eine einzigartige Tier- und Pflanzenwelt entwickelt, die heute von Neophyten und Neozoen, also eingeschleppten Tier- und Pflanzenarten wie der Agakröte empfindlich gestört wird. Weitere Beispiele von „ungebetenen Gästen“ sind Kaninchen, einige Pflanzenarten und Dromedare. Australien ist das einzige Land auf der Welt, in dem es wildelebende Dromedare gibt. Glücklicherweise wird an den Grenzen streng kontrolliert, damit keine fremden Arten mehr ins Land gelangen.

In Cairns konnte ich einen Einblick in die wundervolle Welt des „Great Barrier Reefs“ erhalten, das größte Riff der Erde. Leider ist auch dieses bedroht durch die Verschmutzung der Meere und durch die von der erhöhten CO²-Konzentration in der Atmosphäre verursachte Erwärmung und Versäuerung der Ozeane. In der Tat konnte ich schon Spuren der Zerstörung erkennen. An manchen Stellen bestand das Riff nur noch aus toten und farblosen Skeletten der einst so bunten Korallen. Doch trotz dieses Rückgangs an Artenvielfalt war es mir vergönnt, bei einem Tauchgang im Riff mit einer Meeresschildkröte zu schwimmen, einen Riffhai zu erblicken und mich an vielen farbigen Fischen, wie dem Papageienfisch oder dem Clownfisch, zu erfreuen.

Den Beginn der globalen Erwärmung kann man ebenfalls daran erkennen, dass Australien mehr heiße Sommer erlebt. Koalas, die eigentlich nur Wasser über den Verzehr von Eukalyptusblättern aufnehmen müssen, kommen nun an heißen Tagen von den Bäumen runter und suchen nach Wasserquellen. Ein sehr ungewöhnliches Verhalten. Auch die Schafindustrie hat unter der zunehmenden Hitze und Trockenheit zu kämpfen. In besonders heißen Perioden wird den Bürgern Victorias der Wasserverbrauch ihres Haushalts limitiert. Und Buschfeuer werden immer mehr zu einer ernstesten Bedrohung. Im Jahre 2009, am so genannten „Black Saturday“, wütete eines der verheerendsten Buschfeuer im Staat Victoria in der Nähe von Melbourne.

So bin ich während meines Aufenthalts in Australien auf einige Umweltprobleme aufmerksam geworden. Aber, da ich den Eindruck habe, dass Australiens Regierung recht „grün“ eingestellt ist, habe ich die Hoffnung, dass sie versuchen wird, die einzigartige Tier- und Pflanzenwelt Australiens zu schützen. Die Zukunft zeigen, ob sie ihre Versprechen einhalten werden.



Das Bedingungslose Grundeinkommen

Eine Idee nach Götz Werner



Jeder wird sich früher oder später im Leben unweigerlich die Frage stellen (müssen), was er einmal beruflich machen möchte. Nicht selten spielt bei der Beantwortung dieser Frage auch der finanzielle Aspekt eine Rolle. Und dies sogar in zweierlei Hinsicht. Einerseits will man in der Regel wenigstens so viel verdienen, dass man sich ein würdevolles und zufriedenstellendes Leben leisten kann, andererseits muss man auch bedenken, dass die berufliche sowie persönliche Entwicklung finanziert werden muss. So gerät man zwangsweise in einen Teufelskreis, der viele vielleicht vergessen lässt, was sie wirklich wollen. Eigene Träume und Visionen zu berücksichtigen erscheint naiv, wenn man der Realität ins Auge sieht: 7 % Arbeitslosigkeit, eine sinkende Zahl an Arbeitsplätzen und steigende Kosten durch eine immer größere Inanspruchnahme von Sozialleistungen, bedingt durch den demografischen Wandel. Aber darf sich unsere Gesellschaft erlauben, aus finanziellen Gründen individuelle Fähigkeiten und Interessen außer Acht zu lassen? Die Folgen werden vor allem wir Jüngeren tragen, die sich nun Gedanken über ihren beruflichen Werdegang machen müssen. Da kann man schnell ins Träumen geraten und sich fragen: Was wäre, wenn jedem Menschen

monatlich etwas Geld zur Verfügung stünde, mit dem er in Würde leben könnte, und das ohne Gegenleistung? Endlich könnte man tun, wozu man Lust hätte - das, was einen erfüllt und einem sinnvoll erscheint. Man wäre unabhängig und hätte die Freiheit, sein Leben selbst zu gestalten.

Unrealistisch meinst du?

Nicht unbedingt. Denn es gibt Menschen, die dies nicht für einen Traum halten, sondern für realisierbar. Im Fachjargon wird diese Vision Bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) genannt. Einer der bekanntesten deutschen Befürworter dieser Theorie ist Götz Werner, Gründer der Drogeriemarktkette „dm“. Er ist der Meinung, dass das BGE bereits schon jetzt im Grundgesetz verankert ist. Der 1. Artikel besagt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Für Götz Werner impliziert dieses Gesetz, dass jedem Menschen so elementare Dinge wie Essen, Kleidung aber auch die Möglichkeit an kultureller Teilhabe zur Verfügung stehen müssen. Sonst könne er nicht in Würde leben. Das sei allerdings denjenigen, die, egal aus welchen Gründen, nicht arbeiten, durch Hartz IV momentan verwehrt und somit verfassungswidrig. Denn das Grundgesetz gelte schließlich für jeden Menschen, nicht nur für Arbeitende.

Dadurch, dass der Bürger durch das BGE von vornherein von seinen Existenzsorgen befreit wäre, würde ihm ein nicht geringer Freiraum geschaffen. Er könnte nun bestimmte Arbeit ablehnen, da er nicht von ihr abhängig wäre. Dies hätte auch zur Folge, dass Arbeitgeber sich Gedanken darüber machen müssten, wie sie ihren Arbeitsplatz gestalten. Nämlich so attraktiv, dass Menschen bereit sind, ihre Zeit in diese Arbeit zu investieren.

Des Weiteren erhielten die Menschen auch die Möglichkeit unbezahlter Arbeit nachzugehen, die für den Erhalt einer Gesellschaft, aber auch für das persönliche Wohlbefinden wichtig ist. Dazu zählt z.B. soziales und ökologisches Engagement, Kulturarbeit sowie die Pflege von Angehörigen. Götz Werner geht sogar einen Schritt weiter, indem er sagt, dass die bedingungslose Bereitstellung eines Grundeinkommens in dem Menschen den Drang wecke, sich in der Gesellschaft einzubringen und die ihm gegebenen Möglichkeiten möglichst sinnvoll einzusetzen.

Bedingungsloses Grundeinkommen. Was ist das eigentlich genau?

Das BGE versteht sich nach Götz Werner als ein unpfändbares Einkommen, das jedem bedingungslos zur

Verfügung steht. Egal ob Rentner, Kind oder Millionär. Und dessen Betrag in jedem Fall höher sein müsste als das heutige, sogenannte Existenzminimum (das vom Bundesfinanzministerium für alleinstehende Volljährige in diesem Jahr auf 364 Euro pro Kopf und Monat festgelegt wurde). Derzeitige Sozialleistungen, wie Kindergeld etc. fielen weg.

Durch Erwerbsarbeit, die keinesfalls abgeschafft werden soll, ließe sich dieses nach Belieben aufstocken. Götz Werner geht davon aus, dass ein BGE von 800 € pro Monat bereits heute möglich ist und eine Steigerung auf 1500 € monatlich in Zukunft möglich sein kann.

Nun drängen sich natürlich zwei Fragen auf: Wer soll das bezahlen? Und warum sollte man dann überhaupt noch arbeiten gehen?

Literatur und Weblinks:

Götz W. Werner
Einkommen für alle
Verlag Lübbe

www.unternimm-die-zukunft.de

Die Finanzierung

Götz Werner schlägt als Finanzierungsmodell die Erhöhung der Mehrwertsteuer vor. Die Besteuerung des Konsums sei einerseits viel transparenter, als das derzeitige Steuersystem, andererseits sei sie auch die einzige Form einer gerechten Steuer. Denn gerade die Konsumsteuer treffe reiche Menschen stärker, da sie mehr und höherwertige Dinge konsumieren. Wer weniger einkaufe, zahle also weniger Steuern und umgekehrt. Im Gegenzug plant er die Abschaffung aller anderen Steuern. Eine Mehrbelastung der Bürger durch steigende Preise hätte dies, laut Götz Werner, nicht zur Folge, denn bereits heute seien alle Steuern, die Unternehmen zahlen, in den Endpreisen enthalten. Die Abschaffung der Steuern führe zudem dazu, dass viele Unternehmen Investitions-, Personal- oder Standortfragen nicht mehr vor dem Hintergrund möglicher Steuervorteile beantworten. Außerdem würde eine größere Kaufkraft der Bürger den Konsum ankurbeln. Der Staat hätte also mehr Geld zur Verfügung, um öffentliche Investitionen zu tätigen. Auch stellt der Wegfall der Kosten für die Verwalter der Sozialtransfers ein Einsparpotential dar.

Die genaue Höhe der Mehrwertsteuer ließe sich laut Götz Werner nicht von vornherein exakt bestimmen. Aber in einem ist er sich sicher: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg! Und dieser Weg kann oder muss vielleicht sogar ein sehr langer sein und mit vielen kleinen Schritten bewältigt werden, um die Gesellschaft schließlich unversehrt ans Ziel zu führen.

Warum noch arbeiten?

Auch dafür hält Götz Werner eine Antwort bereit: Er rät zweifelnden Personen, sich selbst die Frage zu stellen, ob man denn trotz BGE noch arbeiten würde. Nach seinen Erfahrungen, beantworten die meisten diese Frage mit „ja“. Nun, wenn man für sich selbst also diese Frage positiv beantwortet, warum sollten andere das nicht auch tun?

Dass Menschen zum Arbeiten gezwungen werden müssen, zeuge von einem sehr negativen Menschenbild, denn dies impliziere ja auch, dass der Mensch von außen gelenkt werden müsse, um so etwas wie Motivation oder Eigenständigkeit zu entwickeln.

Also, was würdest du tun?!

Rieke Hobbie



Das BGE. Ein Grund zum Hängenlassen? (s. links oben)

Von Träumen und Visionen

Junge Menschen im Ökodorf: Zu Besuch in „Sieben Linden“

Das Leben findet wieder im Dorf statt! So steht es zumindestens auf der Homepage des Ökodorfs „Sieben Linden“. Hier leben zur Zeit 124 Menschen. Auf der Homepage findet man folgende Beschreibung der „großen Vision“ in Sieben Linden: „Wir möchten Sieben Linden zu einem Ort machen, an dem Junge Menschen das lernen können, was sie wirklich wissen wollen und was es hier zu lernen gibt. Wir möchten den Gemeinschaftsgedanken spannend und schmackhaft machen und Ökologie zur Selbstverständlichkeit erklären. Wir wollen politisches Engagement fördern und Visionen spinnen...“

Der Regen fällt in Strömen; ich beobachte die feinen Linien, die jeder Regentropfen an der Scheibe hinterlässt und bin tief in Gedanken versunken. Ich sitze im Bus, der mich quer durch die sächsische Altmark zum einem Dorf mit dem ungewöhn-

lichen Namen „Sieben Linden“ bringen soll und nach nassen Sitzen und altem Schweiß riecht. Der Busfahrer, bei dem ich das Ticket gelöst habe, lachte und sagte: „Nach Poppau? Da steht heute alles unter Wasser - na, dann hoff' mal, das du aussteigen kannst!“

Schräg hinter mir sitzt eine Frau. Ich habe den Verdacht, das wir das gleiche Ziel haben. Sie sitzt barfuß da, hat einen gestrickten Pullover an und ist in ein Buch vertieft. Den Titel kann ich nicht erkennen. Ich schaue wieder aus dem Fenster und frage mich, was mich wohl an diesem Wochenende erwarten wird. Ich will wissen, wie man sich als Jugendlicher fühlt in einem Ökodorf, das weit ab von irgendwelchen Großstädten liegt. Wie sieht das Leben aus, wenn man mit 120 Menschen in einer losen Gemeinschaft zusammen lebt und arbeitet? Deshalb habe ich mich auf den Weg nach Sieben Linden gemacht, einem

Ökodorf, das sich selbst als „sozial-ökologische Modellsiedlung“ bezeichnet.

Kurze Zeit später und deutlich nasser stehe ich auf dem kleinen Platz, der mit dem Hinweis „JULE“ versehen ist, an. Hier wohnen also die JÜngen LEute von Sieben Linden, das sind momentan 12 FÖJler. 12 Menschen, die für ein Jahr nach Sieben Linden ziehen, um in den unterschiedlichen Einsatzstellen dort zu arbeiten und in der Gemeinschaft zu leben. Mit dabei sind auch zwei junge Frauen aus Peru und aus Honduras. Ein Jahr leben im Bauwagen. Die JULE ist eine eigene Nachbarschaft, das bedeutet in Sieben Linden, dass man zusammen wohnt und sich sein Leben so teilt, wie man möchte. Es gibt mehrere Nachbarschaften hier, diemit unterschiedlichen Lebenskonzepten und Arbeitsfeldern nebeneinander leben.

Ich komme genau richtig zum „JULE“-Nachmittag, der einmal in der Woche stattfindet. Hier finden sich alle aus der Nachbarschaft zusammen um

die Zeit gemeinsam zu verbringen. Das kann zum Beispiel ein Ausflug, den JULE-Platz aufräumen oder baden gehen sein. Diese Zeit gilt für alle FÖJler als Arbeitszeit bei den Einsatzstellen in Sieben Linden. Die FÖJler genießen es dann, sich einmal außerhalb der Arbeits- und Essenszeiten zu sehen und miteinander etwas zu unternehmen.

Heute sieht der JULE-Nachmittag auf Grund des Regens so aus: Wir essen Pudding, dann wird der Gemeinschaftsraum aufgeräumt und anschließend ein Film mit dem Titel „Das Neue Wir“ angeschaut. In dem werden unterschiedliche ökologische Gemeinschaften in ganz Europa vorgestellt. Sieben Linden ist auch dabei. Es wird gesagt, dass der ökologische Fußabdruck pro Bewohner in Sieben Linden nur ein Viertel (!) des Durchschnitts beträgt. Das zeigt deutlich, es ist realisierbar, den CO²-Ausstoß auf ein Minimum zu reduzieren, und es fängt im kleinen an. Die Menschen in dem Film reden von ihren Träumen und davon, dass ihr Leben eine Erfüllung gefunden hat, in der Weise wie sie leben. Einige kommen mir etwas komisch vor; da gibt es Menschen, die unterirdisch eine Art riesigen Tempel gebaut haben und zum Beispiel eine Gemeinschaft, die eine Siedlung in den Wipfeln eines Waldes gebaut hat. Es ist eine andere Welt, das Leben im Ökodorf. Wenn es auch in Sieben Linden weder einen unterirdischen Tempel noch Baumhäuser gibt. Das meint auch Jan, der anfangs Probleme hatte, sich an das neue Leben zu gewöhnen. Doch jetzt möchte er in dem Dorf wohnen bleiben.

Abends, als der Film vorbei ist, gehen wir in das „Regio-Haus“. Hier können alle Bewohner und Besucher des Dorfes zu Abend essen. Das Essen im Regio-Haus ist komplett vegan und sehr lecker. Beim Abendessen sehe ich viele unbekannte Gesichter und fühle mich etwas verloren zwischen all diesen Menschen, die sich schon so gut zu kennen scheinen.

Später am Abend ziehe ich mich nach einigen interessanten Gesprächen in den Bauwagen zurück, der mir für die Zeit meines Besuchs zur Verfügung gestellt wurde. Knapp die Hälfte der Bewohner hier leben noch in Bauwagen und sind nicht in Nachbarschaften integriert, doch das soll sich langfristig ändern. Die meisten Gebäude, die hier stehen, sind Gemeinschaftsprojekte und Unterkunft für Menschen, die sich zu einer Nachbarschaft zusammengefunden haben. Die Häuser werden mindestens nach Niedrigenergiestandard gebaut, meistens gehen die Erbauer doch noch weiter: „Strohpolis“ zum Bei-

spiel ist eines der größten Strohballenhäuser Europas - drei Stockwerke hoch und aus Holz, Lehm und Stroh erbaut. „Villa Strohbund“ ist ein Haus, das nur mit Baustoffen aus der Region und komplett per Hand errichtet wurde.

Das Besondere an Sieben Linden: Erfahrungen und Gelerntes werden weitergeben. Das findet Lena, die ihr FÖJ im dorfeigenen Waldkindergarten macht, wichtig. „Ich bin da idealistisch - ich glaube, das man damit Menschen erreichen kann und zum Umdenken bewegt.“ Nach dem FÖJ möchte sie gerne in Sieben Linden bleiben und die Lebensschule machen. Die Lebensschule ist neben dem FÖJ eine der einfachen Möglichkeiten als Jugendlicher für längere Zeit in das Leben in Ökodorf hinein zu schnuppern. Lena kann also über ihr FÖJ hinaus in Sieben Linden bleiben und das, was sie bisher über nachhaltiges Leben gelernt hat, vertiefen. Sie könnte sich auch gut vorstellen, später einmal ein eigenes Projekt ins Leben zu rufen. „Allerdings habe ich riesigen Respekt vor dem, was hier in Sieben Linden erreicht wurde. Wenn man ein Projekt wie Sieben Linden in das Leben ruft, muss man sich auf viel Arbeit einlassen: Einen geeigneten Ort finden, Genehmigungen einfordern, finanzielle Probleme lösen, immer wieder Rückschläge, Visionen die am Geld oder an der Umsetzung scheitern...doch gerade Projekte wie Sieben Linden zeigen, dass sich diese Arbeit lohnt.“

Besonders gut gefiel Lena das Forum, das immer nach dem Nachbarschaft-Nachmittag stattfindet. Wie es ist, konnte ich mir nur erzählen lassen, da es intern und nur für die Leute der JULE gedacht ist. Dabei geht es um die Reflektion der eigenen Gefühle, die Transparenz der Gefühle gegenüber den anderen und der Umgang damit. „Dabei lernt man viel über sich selbst“, beschreibt Lena das Forum am nächsten Morgen.

Sie findet es schade, dass oft neben der Arbeit und der Zeit, die sie in der Gemeinschaft verbringt, wenig Zeit für sie selbst bleibt - „das wird sich hoffentlich ändern, wenn mein FÖJ vorbei ist und ich mehr Freizeit habe.“

Später, als ich mit Liona rede, erzählt sie mir das selbe. Sie arbeitet für die Nachbarschaft Club 99, die versucht, möglichst wenig Ressourcen bei einem hoher Lebensqualität zu verbrauchen. Liona kümmert sich dort um die Pferde der Fuhrhaltere. Außerdem arbeitet sie für den „Eurotopia“-Verlag - das ist ein Verzeichnis von ökologischen Gemein-

schaften in ganz Europa.

Dann kommen noch die Gemeinschaftsdienste wie Waschen, Putzen und auch mal das Kompostklo entleeren. Daneben bleibt auch für sie nicht viel Zeit für sich selbst. Die Trennung von Arbeit und Freizeit gefällt ihr schwer.

Doch sie fühlt sich wohl bei dem Club 99, es ist für sie eine kleine Gemeinschaft in der großen. Ihr gefällt das Jahr hier sehr gut. „Es ist so lebensnah, ich habe die Möglichkeit, alle Menschen, die hier wohnen, kennen zu lernen. Hier leben Menschen aus allen Altersstufen, es gibt so viel, das man lernen kann. Ich glaube die Menschen hier wachsen aneinander - man gibt das, was man kann und nimmt sich das, was man braucht. Das macht für mich Gemeinschaft aus.“

Die Stille und die Naturnähe geben ihr ein Gefühl von Freiheit. Das, was sie aus diesem Jahr mitnimmt, ist der Mut, die Ideen und Vorstellungen umzusetzen.

„Ich begegne hier viel mehr Liebe im Alltag als im normalen Leben“, erzählt mir Joris, der mir eine kleine Dorfführung gibt. Er findet die Integration von Jugendlichen hier gut, weil sie als Gruppe wahrgenommen werden und als eigene Nachbarschaft gelten. Von dem Gespräch über seine Zukunft bleibt mir seine Bemerkung „auf Einfamilienhaus hab ich keinen Bock“ in den Ohren.

Norah, die ihr FÖJ im Selbstversorger-Garten und beim Freundeskreis, der die Gäste betreut, macht, nimmt Wichtiges mit, wenn sie Sieben Linden verlässt: „Man schafft mehr, wenn alle an einem Strang ziehen. Ein Auge auf die anderen haben ist wichtig; man lernt sich einzuschätzen. Mein ökologisches Bewusstsein hat sich geändert - ich würde gerne weiter vegan leben nach dem FÖJ.“ Sie hat gesehen, dass es möglich ist, seine Träume zu verwirklichen.

Sieben Linden ist ein öffentlichkeitswirksames Projekt. Ich bekomme erzählt, das hier Reporter und Journalisten wöchentlich auftauchen. Drei Filme, unzählige Studien sowie regelmäßiger Seminarbetrieb. Das engt die Privatsphäre ein. Als ich morgens im Fenster von meinem Bauwagen sitze, wird eine Gruppe von Senioren direkt an mir vorbeigeführt. Komisches Gefühl. Einige Menschen, mit denen ich spreche, kritisieren die Öko-Elite, die dadurch entsteht. Also hoher Lebensstandard und nicht absolut konsequent ökologisch. Das hänge mit dem Durchlauf der Besucher zusammen. Damit keine Vorurteile entstehen. Denn die Gäste sollen ja nicht glauben, dass die Menschen hier rückständig sind.



Lena experimentiert vor ihrem Bauwagen mit dem LötKolben (oben links), Liona bei ihrer Arbeit für die Fuhrhalterei (oben) und Joris im Selbstversorger-Garten. Wie man zu dem Ökodorf kommt, verrät ein Schild im Nachbardorf (unten)





Freiwilliges ökologisches Jahr

Ein Jahr lang etwas anderes machen - raus aus dem Bildungsweg und runter von der steilen Karriereleiter. Etwas Zeit gewinnen, um zu entscheiden, wie es weiter geht. Das Bedürfnis hat bestimmt jeder einmal verspürt, wenn er zum Beispiel fertig mit der Schule oder dem Studium ist. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten: Reisen, Woofing, Work and Travel, Projektarbeit in Entwicklungsprogrammen. Doch man muss nicht immer in die Ferne schweifen:

Ein freiwilliges ökologisches Jahr (FÖJ) ist quasi die kleine Schwester des Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ). Jugendliche, die zwischen 16 und 26 Jahren alt sind, können daran teilnehmen. Das heißt: Ein Jahr arbeiten für eine Organisation, die im Umwelt- und Naturschutzbereich aktiv ist. Das können klassischerweise Bio-Bauernhöfe, Umweltbildungseinrichtungen oder Informationszentren sein.

Es gibt viele Einsatzstellen in Deutschland, aber auch die Möglichkeit, ins europäische Ausland zu gehen.

Inzwischen kommen Stellen an Ganztagschulen oder das FÖJ im Sport, bei dem eine Verbindung von Bewegung und Naturerfahrung ein große Rolle spielt, hinzu.



Lust auf was Neues? Dann probier doch mal ein FÖJ aus!

Diese Zeitung ist Produkt eines FÖJ-Projekts. Mindestens 20 Prozent der Arbeitszeit im FÖJ darf man seinem eigenen Projekt widmen - es gibt Einsatzstellen, wo man auch mehr Zeit dafür bekommt.

Ein anderes Beispiel für so ein Projekt findet ihr auf den Seiten 17/18 - ein Bericht über ein antirassistisches Festival in Hannover.

Neben der Projektarbeit macht der Besuch verschiedener Seminare einen großen Teil der Zeit aus. Da gibt es zunächst die vom Träger des FÖJs angebotenen Seminare. Sie verteilen sich über das ganze Jahr und behandeln Themen wie „Landwirtschaft - Ernährung - Konsum“, „Globalisie-

rung“ oder „ökologische Lebenswege“.

Viele FÖJ-Teilnehmer nutzen außerdem die Möglichkeit, andere Angebote aus dem Umfeld ihrer Arbeit wahr zu nehmen. Da kann man beispielsweise die Jugendleitercard (JuLeiCa) erwerben. Sie gilt als Qualifikation zur Leitung von Kinder- und Jugendlichenfreizeiten und Organisation ehrenamtlicher Projekte.

Weiter gibt es Projektmanagementseminare, in denen Projekte von der Idee bis zur Durchführung von erfahrenen Teamer begleitet werden. Ihr könnt auch eine Reportage, die von einem FÖJ im Ökodorf erzählt, lesen (S. 8/9)

Was noch gesagt werden muss: Jede Einsatzstelle ist unterschiedlich. Obwohl der Träger ein Auge auf dem Umgang der Einsatzstellen mit ihren FÖJlern hat, gibt es hin und wieder „faule Eier“, die das FÖJ nutzen, um an billige Arbeitskräfte zu kommen. Also Vorsicht bei der Auswahl!

Um einen Einblick zu geben, wie so ein Jahr aussehen kann, drucken wir hier den Erfahrungsbericht von Paula Böhmer, die ihr FÖJ im Otterzentrum Hankensbüttel machte.

Infos zum FÖJ allgemein:
www.foej.de

Infos zum FÖJ in Niedersachsen:
www.nna-niedersachsen.de



Auf Seminaren und Workshops lernen die FÖJler viel über Umwelt und Natur

Peanut und die dicken Kinder aus der Hölle

Jo, Jo, Jo, kannst mir Butter mitbringen? Und mir drei Pizzen? Und vielleicht noch Toast. Schreib nen Zettel man! Paul, alles fit? Das ist gut. Hier muss geputzt werden! Fegst du den Flur?! Lee Chang!!! Das kann an sich nicht sein! Fabian, du läufst morgen A. Lisanne! Schnauze! Oh Man! Wie? Schon leer? Äh, lass mich überlegen ... NEIN!

Das Stimmengewusel brach ab. Die Bewohner hatten sich verflüchtigt. Im Zivi-Trakt wurde es leise. Die 10 bis 18 Menschen, die das lange braune Gebäude gemeinsam bewohnen, sind Zivildienstleistende, FÖJlerinnen (Teilnehmerinnen des Freiwilligen Ökologischen Jahres) und Praktikanten und Praktikantinnen der Aktion Fischotterschutz e.V., ein staatlich anerkannter Naturschutzverband. 1979 gegründet und anfangs nur auf den Schutz des Fischotters und dessen Lebensräume ausgerichtet, siedelte der Verein 1987 nach Hankensbüttel über und eröffnete dort das OTTER-ZENTRUM Hankensbüttel. Das Arbeitsspektrum wurde auf alle Marderartigen und deren Lebensräume ausgeweitet und die hauptsächlichen Arbeitsfelder sind neben der Forschung, die Biotopentwicklung und die Naturschutzbildung. Heutzutage beschäftigt die Aktion Fischotterschutz e.V. und die ihm angegliederte GN - Gruppe Naturschutz GmbH rund 50 MitarbeiterInnen unterschiedlichster Disziplinen. Darunter eben auch uns FÖJs, Zivis und Praktikanten.

Joke, Joke, Joke: B-Runde? Oah, Lisanne! Du weißt doch gar nicht, wo das Saarland liegt. Nice.

Mittlerweile schreiben wir Juli. Mein FÖJ ist fast vorbei, noch rund 18 Arbeitstage. Gerade ist die dritte Zivi-Generation eingetroffen, die ich kennen lernen darf. Ich bin übrigens Paul(a) und begann zusammen mit Lisanne mein FÖJ im September mit dem Einzug in eine Groß-WG und der Adoption von Peanut. Ein schwarz-weißer Kater, der schon seit vielen Zivi-Generationen im Zivi-Trakt lebt und sich riesig freute, dass sich mal jemand für ihn interessierte. Wenn man sich nicht ganz blöd anstellte, hatte man sich hier schnell eingelebt - und verdammt viele Freunde gefunden.

Massel! Dass du das so kannst! Lauter dicke Kinder aus der Hölle. Altaaaaaaaa. Oh, oh, Marius!

Im Herbst wurde ich ins kalte Wasser geschmissen. Schnell sollte ich meine tägliche Arbeit in Abteilung IV, der Naturschutzbildung, kennen lernen und beherrschen. Dazu gehörte die Gruppenanmeldung und die dazugehörige Datenbankpflege, die Kontrolle der Spiele und natürlich die Gruppenführungen. Meine ersten eigenen Gruppenführungen waren eine Herausforderung für sich. Aber es kamen schnell neue Aufgaben hinzu, wie der Versand der Otter-Post oder die zahlreichen Sonderveranstaltungen wie die Lichternacht, der Drachenbau oder der Wintermarkt. Und dann war man schon mitten dabei und es begann der lange kalte Winter. Keine Gruppen mehr, sondern Planungsarbeiten und Papierkram wie die Programmüberarbeitung. Spätestens jetzt hatten alle anderen Abteilungen und die GmbH gelernt, dass wir sie auch gerne einmal bei ihren Aufgaben unterstützen. So wollten die einen gerne Papierkram loswerden, Schilder gebastelt oder Lamine angefertigt haben, die anderen Unterstützung beim Schnee schippen. Später kamen die Nächsten mit dem Abbau von Kröten-Zäunen hinzu. Langweilig wurde es nie. Ein besonderes Highlight hatte der Winter allerdings doch zu bieten. Nein, es war nicht das Schnee schieben, sondern Otterdame Ottilie brachte ein kleines Otterbaby zur Welt. Es wurde langsam Frühjahr, die Gruppenführungen nahmen wieder zu, der Frühlingmarkt wurde vorbereitet und der kleine Otter traute sich aus seinem Bau. Nun ist der Sommer mit herrlich warmen Temperaturen hereingebrochen und es ist zu köstlich, die junge Fähe (weibliches Tier) beim Spielen zu beobachten:



Fotos: Eigene Aufnahmen des OTTERZENTRUM Hankensbüttel

Allerdings bleibt dazu nicht viel Zeit, denn vor den Sommerferien hatten meine Kollegen und ich wahre Schulklassen-Massen zu bewältigen, die alle von uns durch das OTTER-ZENTRUM geführt werden wollten. Wir schauten uns mit ihnen Schauaufführungen an, gaben interessante Infos zu unseren Tieren und machten Spiele zu den Marderartigen, um den Schulkindern das Verhalten der Tiere zu verdeutlichen. Aber auch Erwachsenen- und Seniorengruppen kamen und ließen sich von uns durch das Freigelände führen. Dann waren auch schon Sommerferien und die Ferienspaßprogramme gingen los. Demnächst werde ich bei meiner letzten Sonderveranstaltung, dem Sommerfest, gefordert sein.

Kuchen! Kann Lisanne nicht mal die Klappe halten? Ney, Ney, Ney! Eischhörnchen und Fiesche.

Das Jahr ist fast vorbei und irgendwie ist das schon eine komische Aussicht, bald keine Gruppen mehr zu führen und nicht mehr mit einem großen, chaotischen Haufen zusammen zu wohnen. Ich werde diese Kollegen, nicht nur die mit denen ich zusammen gewohnt habe, und meine so wunderbar vielfältige Arbeit auf jeden Fall vermissen. Danke an alle, die mit mir in diesem Jahr zusammen gearbeitet haben und mit denen ich viel Spaß hatte.

Wer Näheres zur Aktion Fischotterschutz erfahren oder dem OTTER-ZENTRUM einen Besuch abstatten möchte, kann mehr Informationen unter www.otterzentrum.de finden.

Paula Böhmer, 12.07.2010



Zwischen „Schnippelkurs“ und Forschungstauchen

Ein Interview mit einer Studentin des Bachelorstudiengangs „Umweltwissenschaften“



Umweltwissenschaften ist ein naturwissenschaftlicher Studiengang, der breit gefächerte Themen beinhaltet. Ich habe die 21-jährige Ira Stulle dazu interviewt. Sie studiert im sechsten Semester an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg und schreibt gerade ihre Bachelorarbeit über Diatomeen. Sie kann uns also über den gesamten Bachelor erzählen.

1) Was waren deine Beweggründe, den Bachelor „Umweltwissenschaften“ zu studieren?

Ich wollte was mit Biologie machen und was für die Umwelt, was Nachhaltigkeit angeht. Ich wollte auch eher in Richtung Meeresbiologie studieren. Und bei den Biologiestudiengängen stand das nicht so explizit in den Flyern, dass man das kann.

2) Und warum an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg?

Weil Oldenburg eins der zwei Institute hat, wo man sich schon während des Bachelorstudiengangs in Richtung Marine orientieren und spezialisieren kann.

3) Was beinhaltet der Bachelor „Umweltwissenschaften“; was genau studiert man alles?

Also in den ersten beiden Semestern, das ist das Grundstudium, da macht man alle Naturwissenschaften insgesamt: Einführung in die allg. Mathematik, allg. Physik, allg. Chemie, allg. Biologie. In allg. Biologie z.B. hatten wir dann auch so einen „Schnippelkurs“, da haben wir Regenwürmer seziiert. Highlight war das Sezieren einer Regenbogenforelle. Das war sehr interessant und lustig, denn da konnten wir uns dann die Filets mit nach Hause nehmen. Dazu kam noch in Zoologie ein Bestimmungskurs. Im zweiten Semester gab es in der allg. Biologie Botanik. Da haben wir uns dann Querschnitte von Pflanzen im Mikroskop angeschaut und über die verschiedenen Zelltypen und Anpassungsmechanismen an Standorte gelernt. Dann hatten wir im zweiten Semester noch die Möglichkeit einen terrestrischen, semesterbegleitenden Bestimmungskurs zu wählen. Da hat man sich dann Landpflanzen angeschaut und Limnologie, irgendwelche kleinen Organismen aus Fließgewässern. Oder eben Marine, das war dann geblockt an mehreren Wochenenden. Da haben wir uns dann Salzwiesen angeschaut, sind ins Watt bestimmen und zählen gegangen.

Dann gibt es noch ein Fach, das heißt System Erde. Da lernt man, wie das Planetensystem aufgebaut ist, wie die Elemente auf unserer Erde entstanden sind. Es ist so ein bisschen anorganische Chemie. Und dann aber auch wie die Eiszeiten entstanden sind, überhaupt die Zeit-

geschichte, seit wann es schon Leben auf der Erde gibt und so allg. Sachen. Dann gibt es noch ein Modul, das heißt Umweltwissenschaften, da wurden dann aus allen Bereichen, die wir belegen konnten, Beispielvorlesungen gehalten, damit wir uns dann nach dem zweiten Semester entscheiden können, welche Richtung wir spezieller studieren wollen. Dazu kommt das umweltwissenschaftliche Orientierungsprojekt, das konnte man auch wieder terrestrisch, semesterbegleitend machen. Wir waren an einem See, an dem wir Flora- und Fauna-Kartierungen gemacht haben. Dann gab es noch eine Planungsgruppe, wie man den See am besten erschließt, z.B. mit nachhaltigem Tourismus. Da hab ich den Marine-Teil gemacht, das war eine geblockte Woche in Wilhelmshaven am ICBM „Terra Mare“, das ist der 2. Standort des Instituts neben Oldenburg. Da haben wir z.B. eine Fragestellung bekommen, wo man am besten Klei abbauen kann und haben uns in dem Zuge 3 verschiedene Landschaftstypen angeschaut.

4) Wie sind für Umweltwissenschaften die Bedingungen an der Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg?

Ich finde, an meinem Institut, dem ICBM, kann man gut studieren. Es gibt genug Platz, Material und Geräte in den Praktika. Wir sind ein kleiner Studiengang von ungefähr 70 Leuten, deswegen ist das eine sehr angenehme Atmosphäre.

5) Wie sieht dein Tagesablauf aus? Hast du noch Freizeit?

Im Grundstudium hatte ich kaum bis gar keine Freizeit, weil man da eben so Module machen musste, an denen man nicht unbedingt so Spaß dran hat und so gut ist, wie Mathematik oder Physik. In den Fächern musste man immer Aufgabenzettel bearbeiten, quasi wie Hausaufgaben. Die haben wir im ersten Semester alle zwei Wochen, im zweiten Semester jede Woche bekommen. Dazu hatten wir dann auch Tutorien, in denen die Aufgaben dann besprochen wurden und man Aufgaben vorrechnen musste. Für einen Zettel hat man so 12 Stunden gebraucht. Nachbereitungen von den anderen Vorlesungen waren dann zeitlich schwierig. Man musste sich hauptsächlich auf Physik und Mathematik konzentrieren. Das Gute ist, dass die Uni Oldenburg Lernzentren anbietet, wo ältere Semester einem bei Lösungsansätzen helfen. Die waren dann allerdings abends, sodass man wirklich jeden Tag komplett von acht bis acht an der Uni war. Arbeiten für Studiengebühren, etc. hat niemand in den ersten beiden Semestern geschafft. Das war unmöglich.

6) Nach zwei Semestern erfolgt eine Spezialisierung, was gibt es da für Möglichkeiten und wie hast du gewählt?

Nach dem zweiten Semester konnte man sich entscheiden zwischen vier verschiedenen Pfaden. Aufgespalten in Terrestrisch und Marine. Terrestrisch konnte man sich dann entscheiden zwischen Landschaftsökologie, Planen, Na-

turschutz und terrestrische Modellierung. Da erstellt man z.B. mögliche Klimamodelle oder Vegetationsmodelle, wie sich bestimmte Arten ausbreiten, wenn das und das passiert. Bei dem Marine-Pfad konnte man sich zwischen Analytik und Modellierung entscheiden, da überlegt man z.B. was passiert, wenn ein bestimmter Schadstoff ins Meer gelangt. Ich habe Analytik gewählt. Im dritten und vierten Semester konnte man sich das auch ganz gut einteilen, ich hatte im Vergleich zum Grundstudium relativ viel Freizeit, weil eben auch keine Zettel mehr abgeben werden mussten. Ich habe dann auch im ICBM als studentische Hilfskraft gearbeitet; man hätte aber zeitlich auch extern arbeiten können.

7) Was hat dich an dieser Fachrichtung gereizt?

Ich fand schon immer das Meer und das Wasser faszinierend. Dadurch, dass meine Eltern Biologen sind, habe ich als Kind schon viel Dokus gesehen, war viel im Zoo, in Aquarien und auch im Urlaub viel Schnorcheln, wo ich die Fische eben sehr interessant fand. Der Schlüsselmoment war im Urlaub, als ich mit meiner australischen Gastfamilie am Great Barrier Reef schnorcheln war. Da war ich vollkommen fasziniert. Dort habe ich auch mit einer Meeresbiologin gesprochen. Ab da habe ich für mich gesagt, dass ich was in die Richtung Gehendes machen möchte. Ich finde das Ökosystem unglaublich spannend, z.B. weil es auch noch so unerforscht ist. Es ist sehr wichtig und schützenswert. Wir wissen mehr über den Mond als über die Tiefsee, einen Teil unseres eigenen Planeten!

8) In diesem Zuge hast du auch mit der Forschungstaucherausbildung begonnen und betreust mittlerweile selber die Ausbildung. Was genau ist Forschungstauchen?

Forschungstauchen ist, dass man für die Institute oder für seine eigene Forschung bestimmte Aufgaben unter Wasser erledigt, z.B. Sedimentproben holen, Fische oder Algen kartieren, Ascidien (Seescheiden) zählen. Das ist quasi Biologie unter Wasser.

9) Die Forschungstaucherausbildung ist ziemlich teuer, was waren deine Intentionen trotzdem damit anzufangen?

Das Institut bietet die Ausbildung an. Ich habe es gemacht, weil ich ja schon immer gerne geschnorchelt bin und ich richtiges Tauchen mit Pressluft einfach mal ausprobieren wollte und überhaupt die Unterwasserwelt sehr interessant finde. Ich fand auch, dass es eine gute Möglichkeit ist, während des Studiums schon eine Zusatzqualifikation zu erlangen, die einem dann später den Einstieg in das Berufsleben erleichtert. Was eben auch bei Meeresbiologie ganz gut ist, weil der Markt doch recht überlaufen ist. Im Urlaub kann man dann z.B. mit dem Schein auch Sporttauchen gehen.

10) In welchen Bereichen kann man mit dem BA of Sc. Umweltwissenschaften arbeiten und wie schätzt du die Berufschancen ein? Ist bspw. noch ein Master notwendig? Man braucht auf jeden Fall einen Master, ohne Master ist nichts los. Die Berufsbereiche für den Gesamtstudiengang

sind Ressourcenmanagement, Landschaftsplanung in z.B. Stadtplanungsbüros, Kartieren für bestimmte Institute, Arbeiten in Umweltämtern- und Behörden, im NLWKN, in allen Forschungseinrichtungen weltweit. So richtig einen typischen Beruf gibt es nicht, weil man Naturwissenschaften allg. studiert hat und einen Netzpunkt zwischen allen Naturwissenschaften darstellt und von allem ein bisschen und nichts genau weiß. Es ist ein bisschen wie bei den Biologen, man muss sich eine Nische suchen. Mit dem Master kann man sich dann noch mal auf ein Gebiet spezialisieren und da genaueres Wissen sammeln.



Nationalpark Wattenmeer - hier hat Ira mit ihren Kommilitonen Tiere und Pflanzen bestimmt und gezählt

11) Du bist diesen Sommer mit deinem Studium fertig. Was sind deine weiteren Pläne?

Meine weiteren Pläne sind erstmal ein Jahr Pause zu machen. Ich möchte während des Jahrs Reisen und Praktika machen. Einmal möchte ich gerne nach Amerika, an das weltweit erste Institut für Meeresforschung, dort ein paar Monate Praktikum machen und dann mit dem Rucksack an die Küste reisen oder Work and Travel machen, auf Biofarmen arbeiten. Und danach mache ich dann meinem Master in Meeresbiologie, vielleicht in Rostock.

12) Hast du noch einen Tipp im Zusammenhang mit der Auswahl eines geeigneten Studiums?

Mein Tipp ist immer vorher die Fachschaften anschreiben, weil ich finde, dass Studenten am ehesten sagen können, wie der Studiengang an der Uni ist, wie die Organisation ist, wie die Professoren sind, was die Arbeitsintensität angeht. Die Uniseiten stellen da doch immer alles recht positiv dar. Außerdem sollte man sich einfach in eine Vorlesung reinsetzen, sich den Modulplan angucken. Sich also wirklich informieren und nicht einfach denken, Biologie heißt automatisch, dass man das und das macht. Das kann nämlich durchaus von Uni zu Uni sehr unterschiedlich sein.

Ja, das machen, wozu man Spaß hat, was einem liegt. Nicht darauf achten, was die Eltern sagen, was die Lehrer sagen, was mögliche Jobprognosen sind.



Plantzen gegen die Monotonie



Holt euch die Straße zurück! Untwegs mit den grünen Guerrilleros

Die Nacht bricht langsam an. Laternen entflammen sich und werfen lange Schatten auf die Bürgersteige in der Stadt. Es sind noch viele Leute auf der Straße, heute ist ein Konzert auf dem Marktplatz. Eine kleine Gruppe Jugendlicher ist auch unterwegs - doch das Konzert interessiert sie nicht. Sie sind ausgestattet mit kleinen Eimerchen, Gießkanne, Tüten voller Samen und Pflanzen. Ihr Ziel: Baumscheiben, Verkehrsinseln, Beete voller Rinnenmulch und andere „grüne Plätze“ in der Stadt, die aber hauptsächlich eine Ablage für Müll und Hundekot sind.

„Wir möchten öffentliche Flächen schöner gestalten - denn wir finden, dass hier zu viel einfach brach liegt“, erklärt Julian P. *. „Dazu pflanzen wir hier Blumen, die schön aussehen, aber auch Pflanzen, die man essen kann - zum Beispiel Salat, Kartoffeln, Mangold oder verschiedene Kräuter.“

**Name von der Redaktion geändert*



Garten-Raudis oder grüne Wohltäter?

Die heimlichen Gärtner bleiben lieber im Dunkeln, denn sie sind sich nicht sicher, was passiert, wenn die Polizei sie aufschnappt. Im Grunde ist es nicht legal, Flächen ohne Genehmigung des Eigentümers zu begrünen. Das fällt unter Vandalismus, genau so wie das Aufschnitzen von Sitzen in der S-Bahn, das Einschlagen von Scheiben oder das illegale Besprühen von Gebäuden.

„Solche Aktionen lassen sich nur schwer in einen Topf werfen“, so Julian, „der Anspruch, den wir als „Garten-Piraten“ haben ist von mutwilliger Zerstörung weit entfernt! Wir wollen keinen Schaden anrichten - es geht uns um gemeinsame Aktionen, die ökologisch sinnvoll sind und unsere Stadt schöner machen.“

Genau hinsäen!

Er steuert zusammen mit seinen Piratenkomparagnons auf eine Baumscheibe zu, die mit Kies aufgefüllt wurde. Gemeinsam machen sie sich daran, ein kleines Loch in den Kies zu graben und dieses mit Erde wieder aufzufüllen. Ein Bus hält an der Bushaltestelle direkt neben der Baumscheibe. Der Busfahrer glotzt.

Einige Fußgänger, die die kleine Gruppe bemerken, bleiben verwundert stehen. Empört wirkt niemand - die Aktion stößt auf Interesse und Erheiterung.

Anschließend werden ein paar junge Salatpflanzen, etwas Salbei und Dill heraus gekramt und sorgfältig eingepflanzt. Die Wahl der Pflanzen ist etwas schwierig, da braucht man etwas Erfahrung. Julian erklärt: „Es gibt zum Beispiel Pflanzen, die mit wenig Wasser zurechtkommen, wie der Thymian. Die braucht man dann nicht so oft zu gießen. Für die Flächen, die vielleicht häufig von Hunden und Menschen aufgesucht werden, eignen sich zum Beispiel Fleu, kleine Strauchrosen oder auch Lavendel gut. Die sind robust und können ruhig mal plattgetreten werden.“

Selber Aktiv werden?
www.gruenewelle.org
Deutsche Website mit Kurzanleitung zum Gärtnern in der Stadt
www.guerillagardening.com
Homepage des populären Guerrilla-Gärtners Richard Reynolds. In seinem Buch „Guerrilla Gardening - Ein Botanisches Manifest!“ berichtet er über die Entstehung der Bewegung bis heute und gibt Anleitungen für Einsteiger.

Yeah, trendy Guerrilla-Gardening!

Im Internet können Interessierte nach aktiven Guerrilla-Gardening-Gruppen in ihrer Stadt suchen und Kontakt mit Gleichgesinnten aufnehmen. Hier findet man auch zahlreiche Tipps zur Wahl der Pflanzen und der Standorte sowie andere nützliche Praxishinweise. Es finden sich haufenweise Berichte und Bilder von erfolgreichen Begrünnungsaktionen. Guerrilla-Gardening ist „in“. Es wird immer öfter Thema in der Öffentlichkeit. 2008 warb sogar adidas mit Guerrilla Gardening für ihre Ökolinie „adidas Grün“. Das Image der Kollektion sollte „cool“ bleiben - also ließen die Verantwortlichen junge Garten-Piraten in adidas-Klamotten beim Anlegen eines urbanen Gartens filmen. Dieser Spot empörte eingelebte Guerrilleros wie Richard Reynolds, den Betreiber der Website www.guerillagardening.com und Verfasser des Buches „Guerrilla Gardening - Ein botanisches Manifest“. Zu dem Spot sagte Reynolds: „Das ist vollkommen lächerlich. Die Leute pflanzen blühende Sonnenblumen und Apfelbäume, die Früchte tragen - das kann nur Plastik sein. Selbst wenn sie echt sein sollten - die Pflanzen würden innerhalb von ein paar Tagen eingehen. Mit Gartenarbeit hat das nichts zu tun und mit Guerrilla erst recht nicht. Sie wollen einen „grünen“ Schuh bewerben und benutzen Pflanzen aus Plastik. Sie haben das Prinzip komplett missverstanden.“ Adidas hatte ihn im Februar angerufen, er hatte erklärt, dass es zu früh sei um zu gärtnern. Im April wur-

de der Spot dann veröffentlicht.

Das ist ein Beleg für die Kritik, dass mit dem Boom um das Guerrilla Gardening die ursprünglichen Ideale verloren gehen. Was meint Julian zu seinen Beweggründen? Der Gedanke, selbst verantwortlich zu werden, für das Umfeld, in dem wir leben, ist ihm am wichtigsten: „Wenn ich durch die Stadt laufe, sehe ich immer wieder Flächen, die man viel sinnvoller nutzen könnte, als es momentan getan wird. Ich sehe zum Beispiel leeres stehende und abgesperrte Grundstücke und verstehe nicht, warum sie so hässlich aussehen müssen. Daran möchte ich etwas ändern - damit ich mich wohler fühle, wenn ich durch diese Stadt gehe.“

Selbst ist der Gartenpirat

So wie Julian dachten wohl auch die Menschen, die in den siebziger Jahren anfangen, in New Yorker Innenstadt öffentliche Flächen zu begrünen. In Folge demographischer Veränderungen gab es Armenviertel im zentralen New York, die von der Stadt nur noch dürftig unterstützt wurden. Die Menschen hier waren unzufrieden mit den kaputten Straßen, verfallenen Häusern und vollgemüllten Hinterhöfen, die Magnet für Kriminalität waren und stanken. Also begannen sie, sich in so genannten „Community Gardens“ zu organisieren und selbst für schöne Wohnbedingungen zu sorgen.

Guerrilla-Gardening heute hat sehr vielfältige Motive; man kann jedoch sagen, dass alle Guerrilla-Gardening Aktionen als Reaktionen auf politische Missstände zu sehen sind.

Dazu meint Julian: „Ich gärtner im öffentlichen Raum, um die Menschen zu inspirieren und sie zum Nachdenken zu bewegen. Wenn uns etwas nicht gefällt, dann ist es viel befriedigender die Änderung der Umstände selbst in die Hand zu nehmen, als sich nur zu beschweren. Das kann man natürlich nicht immer alleine machen. Aber es geht darum, dass die Menschen sich der Macht ihres Handelns bewusster werden. Guerrilla-Gardening ist ein schönes Beispiel dafür, dass jeder von uns etwas verändern kann.“

Das war's?

Für heute Abend wartet noch ein letztes Beet: Julian und seine Freunde machen sich auf den Weg zu einer Verkehrsinsel. Hier liegt viel Müll herum und der Rasen wirkt eintönig und langweilig. Die Jugendlichen enttarnen den Müll, graben eine kleine Fläche mit Hacke und Schaufeln um und säen eine Blumenwiese an. Eine Streife fährt vorbei, aber die Männer, die für Ordnung sorgen, schauen in eine andere Richtung.

Nachdem sie eine kleine Begrenzung aus Stöckern und Rinnenmulch um das Beet gezogen haben, packen die müden Garten-Piraten ihre Sachen ein. Sie haben heute mehrere Beete angelegt und alle Pflanzen, die sie dabei hatten, dem öffentlichen Raum gewidmet. Zusammen ziehen sie davon, ins Gespräch vertieft und voll zufrieden mit ihrer Aktion. Sie sind Teil einer globalen Bewegung, die vielfältig, kreativ und bunt ist. Es war das erste Mal, dass sie heimlich gepflanzt haben. „Und bestimmt nicht das letzte Mal!“, schmunzelt Julian.

STACHELDRAHT ZU ALTMETALL

Jugendliche organisieren Festival gegen Rassismus in Hannover

Die Idee, mit einem Festival auf Rassismus aufmerksam zu machen, entstand auf einem Projektfindungsseminar im November 2009. Am 12. Juni 2010 fand dann das von Jugendlichen organisierte Festival „Stacheldraht zu Altmetall“ statt.

Gibt es in Deutschland eine ausgrenzende Flüchtlingspolitik? Wenn ja, was kann jeder von uns dagegen und gegen Rassismus in Deutschland tun? Was ist Rassismus?

Mit diesen und anderen Fragen sollten die Besucher des Festivals „Stacheldraht zu Altmetall“ sich beschäftigen. Die nicht kommerzielle Veranstaltung wurde als Projekt von „generation 2.0“ gefördert. Die Projektwerkstatt „Projekt F“, die das Engagement der Jugendlichen inhaltlich begleitete, wird von gleicher Stelle gefördert (s. Infokasten).

Das Projekt verfolgte im Wesentlichen zwei Hauptziele: Die Zielgruppe sollte zum Einen auf die derzeitige Flüchtlings- und Asylpolitik aufmerksam gemacht und für Problematiken sensibilisiert werden.

Zum Anderen wollten die Jugendlichen aufzeigen, wie man sich gegen eine ausgrenzende Flüchtlingspolitik und Rassismus engagieren kann und die Angesprochenen miteinander vernetzen und zur Weiterarbeit anregen.

Um das zu erreichen, teilten sie das eintägige Festival in zwei Phasen ein: Mittags ging es los mit verschiedenen Workshops, die zu dem Überthema passten. Dazu gehörte eine Vorlesung von Noah Sow aus ihrem Buch „Deutschland Schwarz Weiß - Der alltägliche Rassismus“ und ein Vortrag der jungen Linken unter dem Titel „Durchsortiert. Was es mit der Aufteilung in In- und AusländerInnen auf sich hat“.

Dann gab es noch einen „Critical Whiteness-Workshop“, in dem die Referentin zeigte, welche Wege weiße Deutsche verfolgen können, um nicht im System Rassismus mitzuspielen. Denn wer rassistisch handeln will, muss sich seiner eigenen Machtposition als weißer Deutscher bewusst werden.

Die Besucher konnten außerdem eine mobile Ausstellung zum Thema „Labyrinth Fluchtweg“ besichtigen.

Abends gab es dann Konzerte mit Vertretern aus unterschiedlichen Musikrichtungen wie „BENJIE“ (Dancehall) und „CHAOZE ONE & LOTTA C“ (HipHop) und „Systemfehla“ (Deutschpunk).



Ein Interview mit Anna Brunke, die ihr Freiwilliges Ökologisches Jahr von September 2009 bis August 2010 bei dem Jugendumweltnetzwerk Niedersachsen (JANUN) machte. Sie und einige andere Freiwillige haben das Projekt „Stacheldraht zu Altmetall“ ins Leben gerufen und umgesetzt.

1. Ihr habt ein antirassistisches Festival in Hannover organisiert. Hättest du dir das vor einem Jahr, bevor du mit deinem FÖJ angefangen hast, vorstellen können?

„Im Grunde genommen schon: Nach meinem Abi habe ich (bevor ich vom FÖJ erfahren habe) überlegt, ein FSJ-Kultur bei einem Veranstaltungszentrum zu machen, da ich schon Lust hatte, Veranstaltungen zu organisieren, insbesondere Konzerte. Dann war es mir aber doch wichtiger, etwas Politisches in dem Jahr zu machen und bin dann beim FÖJ gelandet, was absolut die richtige Entscheidung war. In dem Projekt konnte ich jetzt beides miteinander verbinden, das war das perfekt für mich.“

Was ich mir nicht vorstellen konnte war, dass wir, alles FÖJler_innen oder FSJ-Klerinnen, das ganze so selbstständig umgesetzt bekommen und es dann noch so gut laufen würde, wir haben ja wirklich vom Antrag schreiben, über Band-Booking bis zur Flyergestaltung alles selber gemacht. Auch die Ausmaße, die das Projekt mit der Zeit angenommen hat, waren zu Beginn für mich nicht vorstellbar. Das wir dazu die Möglichkeit bekommen haben, haben wir hauptsächlich Generation 2.0 zu verdanken.“

2. Wie bist du an das Projekt gekommen? Was war dein Antrieb es zu machen?

„Die konkrete Projektidee ist auf dem Projektfindungs- und Managementseminar von „Projekt F“ entstanden. Durch verschiedene Methoden haben wir erstmal interessante Themen und Aktionsformen gesucht, danach wurde geschaut, welche Inhalte sich gut über welche Aktionsformen transportieren lassen. Ziemlich schnell hat sich dann eine kleine Projektgruppe (zuerst waren wir zu dritt) gebildet, die ein antirassistisches Festival veranstalten wollte.“

Unser Hauptantrieb war natürlich, etwas über das Thema Rassismus zu vermitteln, die Ursachen aufzudecken und aufzuzeigen, wo er in unserer Gesellschaft überall zu finden ist.

Außerdem wollten wir den Besucher_innen natürlich ein cooles Festival bereiten, auf dem man nicht nur viel lernen kann, sondern auch Spaß hat und sich untereinander vernetzen kann um eventuell selber politisch aktiv zu werden.“

3. Welche Erwartungen hattest du an das Projekt? Wurden sie erfüllt?

„Teils, teils. Zum einen hat unsere Organisation echt perfekt funktioniert und bis auf ein paar Zwischenfälle auf die wir keinen Einfluss hatten, die zum Glück aber auch nicht so dramatisch waren und schnell geregelt werden

konnten, ist alles glatt gelaufen. Das ist schon mal eine große Bestätigung für die eigene Arbeit. Auf den Konzerten waren viele Leute die sichtbar Spaß hatten, wir hatten sehr viele Helfer_innen, die uns ehrenamtlich an dem Tag unterstützt haben.“

Auch die Lesung von Noah Sow war mit circa dreißig Besucher_innen ein Erfolg. Leider waren die zwei anderen Workshops mit jeweils circa 10 Teilnehmer_innen schlechter besucht, was ich schon schade fand, da mir besonders die Vermittlung von Inhalten wichtig war.“

4. Du konntest viel von deiner Arbeitszeit bei JANUN für dein eigenes Projekt nutzen. Unter welchen Bedingungen könntest du es dir vorstellen, später mal ehrenamtliche Projektarbeit zu machen?

„Ich fange im Oktober mit meinem Studium in Bremen an, aber eventuell werde ich bei einem Projekt aus der nächste Projekt F - Generation das Mentoring übernehmen und sie bei der Planung und Umsetzung ihres Projekts unterstützen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, nicht weiterhin in irgendeiner Form politisch aktiv zu bleiben. Dank des neuen Bachelor- und Mastersystems wird es aber unwahrscheinlich sein, dass ich selber noch mal ein so großes Projekt wie das Festival organisiere, das ist dann zeitlich einfach gar nicht möglich. Wahrscheinlich bleibt es dann beim Unterstützen.“

6. Wie wichtig war die Begleitung eurer Arbeit von den Teamern von Projekt F für „Stacheldraht zu Altmetall“? Wo wurdet ihr unterstützt?

„Unterstützung haben wir zum Glück recht viel bekommen. Lisa, Jugendbildungsreferentin bei JANUN hat uns in sehr vielen Punkten unterstützt, sich immer wieder mit uns abgesprochen und uns beraten. Da wir alle keine Erfahrung mit der Organisation von Projekten hatten, war das wirklich sehr, sehr hilfreich, danke hierfür! Auch Muriel, die zweite Teamerin von Projekt F stand immer hilfsbereit zur Seite, wenn wir Fragen hatten.“

Beim Schreiben der Finanzanträge, bei der Presse und Öffentlichkeitsarbeit und bei der Erstellung eines Zeitplans wurden wir aus dem JANUN-Büro unterstützt.

Die Unterstützung, auch die der anderen Einsatzstellen war für uns auch sehr wichtig. Auch wenn wir selbstorganisiert so einiges auf die Reihe bekommen haben, war es doch ein sehr gutes Gefühl, sich noch mal absichern zu können und in bestimmten Fragen Tipps zu bekommen, an alles hätten wir sicher nicht von selbst gedacht.“

7. Was für Resonanzen oder Kritik gab es, die dir in Erinnerung geblieben sind?

„Die Rückmeldungen zum Festival selbst waren durchweg positiv, was uns natürlich sehr gefreut hat! Den Besucher_innen hat es anscheinend sehr gut gefallen. Es haben sich doch einige das Buch von Noah Sow gekauft, da die Lesung echt sehr gut ankam, was uns auch so gesagt wurde, natürlich haben sich alle über das üppige Buffet gefreut und auch mit den Bands zu feiern hat den meisten Spaß gemacht.“

Was mich besonders gefreut hat war das Lob seitens der Künstler_innen! Natürlich hört man als Organisatorin gerne, dass das Festival echt professionell organisiert ist, besonders wenn man zum ersten Mal so etwas gemacht hat.“

Danke für das Interview!!!



Tagsüber gab's inhaltlichen Input, zum Beispiel in dem Truck „Labyrinth Fluchtweg“ - eine mobile Ausstellung, in der die BesucherInnen in die Rolle eines Flüchtlings schlüpfen und verschiedene Stationen der Flucht durchlaufen - und abends...



...wurde getanzt!!



Systemfehla auf der Bühne. Im Hintergrund ist das Banner mit der Aufschrift „Für die Rückkehr Gazales“ zu sehen. Am 10. Februar 2005 wurde die schwangere Gazale, die im Alter von 6 Jahren aus dem Libanon geflüchtet ist, gemeinsam mit ihrer kleinen Tochter Schamps auf Veranlassung der Hildesheimer Ausländerbehörde in die Türkei (!) abgeschoben.

Weitere Infos:

www.janun.de

Das Jugendumweltnetzwerk Niedersachsen unterstützte das Projekt inhaltlich und finanziell.

www.generation20.de

Machte diese Zeitung, das Projektseminar auf dem Stacheldraht zu Altmetall entwickelt wurde und schließlich das Projekt selber finanziell möglich.

Zu den Workshops:

www.junge-linke.org

www.noahsow.de

Im April 2010 konnte GRÜNZEUG ein Interview mit Frances Moran (Bild), einer 16-jährigen Austauschschülerin aus Melbourne in Australien führen. Frances saß einige Tage in Deutschland fest, als nach dem Ausbruch des Eyjafjallajökull auf Island der deutsche Luftraum gesperrt war. Das Interview führte Christina Brandner, übersetzt hat es Christoph Röttgers.



Welche australischen Orte sind für junge Leute aus Deutschland sehenswert? „Auf jeden Fall die Strände! Australien ist berühmt für seine tollen Strände, und viele australische Küstenabschnitte sind bildschön. Ein anderer Ort sind die Grampians. Die liegen etwa vier Stunden außerhalb von Melbourne und haben so viele schöne Berge und spektakuläre Wanderwege.“

Wo siehst du Unterschiede zwischen der australischen und der deutschen Natur?

„Zu allererst ist Deutschland sehr viel grüner als Australien. Wir befinden uns momentan in einer Dürre und wirklich grünes Gras findet man nur noch schwer. Bei einer Fahrt nach München ist mir außerdem ein Unterschied aufgefallen, als ich die Alpen gesehen habe. Sie sahen so spektakulär und anders als die Berge in Australien aus. Einfach eine herrliche Silhouette und mit dem ganzen Schnee, der die Berge bedeckte - ganz anders als in Australien.“

Wie reagieren Australier auf den Klimawandel?

„Es hat einige Zeit gedauert, bis die Leute davon überzeugt waren, dass es ihn wirklich gibt. Aber jetzt gibt es schon Solaranlagen auf manchen Häusern und die Menschen achten viel mehr darauf, zu Hause und auf der Arbeit elektrische Energie zu sparen.“

Gibt es Projekte gegen den Klimawandel?

„Es gibt Werbespots im Fernsehen, die das Bewusstsein in der Bevölkerung erhöhen sollen, und viel mehr Regeln und Regulierungen für Haushalte und Unternehmen wurden auf den Weg gebracht.“

Hast du schon Auswirkungen des Klimawandels bemerkt?

„Die Hauptauswirkungen, die ich mitbekommen habe, waren in Statistiken und auf Fotos der Antarktis, die schmilzt und auseinander bricht. Ich selbst merke es dadurch, dass ich jetzt mehr in der Schule darüber lerne, ich Wäsche mit kälterem Wasser wasche und ich immer daran erinert werde, Kippschalter auszuschalten.“

Achten du und deine Familie auf Mülltrennung?

„Ja, wir trennen den Abfall in Recyclingmüll, Kompost, Papier und Restmüll.“

Wie sieht es mit anderen Familien aus, die du kennst? Ist Mülltrennung weit verbreitet?

„Sicherlich. Jede australische Familie trennt ihren Müll. Es gibt bestimmte Tage für bestimmte Abfallarten, und die Regierung versorgt alle Familien mit drei verschiedenen Behältern, die für die Müllabfuhr an den Straßenrand gerollt werden.“

Was hältst du davon, dass es auf deutschen Autobahnen oft keine Geschwindigkeitsbegrenzung gibt? Wäre so etwas notwendig?

„Um ehrlich zu sein: Es klang sehr aufregend, als ich davon in Australien gehört habe. Doch als ich in Deutschland

war, habe ich bemerkt, dass es auch nichts anderes als unsere High- und Freeways ist - nur schneller. Ich kenne mich nicht gut mit den deutschen Straßen aus, aber mein Eindruck ist, dass Deutsche gute Fahrer sind und auch bei hoher Geschwindigkeit verantwortungsvoll fahren können.“

Wie schnell darf man denn in Australien fahren?

„40 Stundenkilometer im Stadtverkehr, 60 km/h außerhalb geschlossener Ortschaften, und auf den High- und Freeways darf man 80 bis 120 Stundenkilometer schnell unterwegs sein.“

Reisen viele Leute mit dem Zug?

„Eine Menge. In Melbourne haben viele Menschen Arbeitsplätze in der Innenstadt, und dort kommt man nur sehr langsam mit dem Auto hin. Am frühen Morgen und gegen sechs Uhr abends sind die Züge brechend voll. Und in meinem Alter, wenn man noch nicht alt genug für ein eigenes Auto ist, sind die Züge sehr wichtig.“

Menschen Arbeitsplätze in der Innenstadt, und dort kommt man nur sehr langsam mit dem Auto hin. Am frühen Morgen und gegen sechs Uhr abends sind die Züge brechend voll. Und in meinem Alter, wenn man noch nicht alt genug für ein eigenes Auto ist, sind die Züge sehr wichtig.“

Fahren Australier in deinem Alter denn auch mit dem Fahrrad zur Schule oder zu Freunden?

„Die meisten Leute können zu Fuß zur Schule gehen oder verlassen sich andernfalls auf Bus und Bahn, aber einige fahren auch mit dem Rad. Wenn man Freunde besucht, kann man eigentlich auch zu Fuß gehen oder den Nahverkehr benutzen. Aber an den Wochenenden wird viel Rad gefahren - einfach nur zum Spaß oder mit der Familie zusammen.“

Gibt es denn viele Naturschutzgebiete?

„Ja, um sowohl Pflanzen als auch Tiere zu schützen. Trotzdem ist es oft erlaubt, durch diese Gebiete zu gehen, um sich ihre Schönheit anzusehen.“

Sind Wildparks beliebt?

„In Melbourne gibt es zwei Zoos bzw. Wildparks. Aber es war mehr wie eine Ferienbeschäftigung, als ich jünger war. Jetzt nicht mehr so. Sie sind aber sehr groß und beherbergen sehr, sehr viele verschiedene Tiere.“

Hast du Rat für Deutsche, die gerne nach Australien möchten?

„Achtet darauf, dass es viel wärmer als in Deutschland ist! Genießt einen Sommertag am Strand oder ein australisches Barbecue. Und bedenkt, dass unser Bier nicht so gut wie das Deutsche ist. Schaut euch unsere Regenwälder und einzigartige Wildnis an. Und denkt daran, dass nicht jeder Australier „G'Day“ sagt oder jeden Satz mit „Mate“ beginnt.“

Wenn Europäer an australische Tiere denken, fallen ihnen oft nur Kängurus und Koalabären ein. Dabei gibt es so viele besondere Tiere. Kannst du ein paar nennen?

„Krokodile, die zwischen dreißig Zentimetern und fast vier Metern lang werden. Sie leben in Flüssen und Sümpfen, vor allem im Bundesland Northern Territory und im Norden von Queensland. Die sind sehr beeindruckend, aber auch beängstigend. Es gibt auch viele Vögel wie Plattschwefelsittiche (Papageienart), Kakadus, und natürlich auch Jägerlieste (verwandt mit dem Eisvogel). Viele Leute kennen wohl auch Wombats. Und es gibt unter anderem noch Possums, Kurzkopfgleitbeutler oder Wallabys, die kleinen Kängurus ähneln.“

Vielen Dank für das Interview!

(Geflügel)- Highway To Hell



Schockieren dich diese Bilder? Dann solltest du über deinen Fleischkonsum nachdenken... Fotos: ©PETA



„I'm on the way to the promised land / yeah / I'm on the highway to hell“ - so beschwören es die australischen Kultrock von AC/DC seit Ende der Siebziger. Und überhaupt, bei der Band rund um Angus Young heißt es ja auch: „Hell ain't a bad place to be.“ Diese Einschätzung teilt allerdings nicht jeder.

Grünes Gras unter den Zehen. Genügend Futter und nette Gesellschaft. Dazu noch ein Hahn, der über allem wacht. So stellen wir uns gerne das glückliche Huhn vor. Die Realität sieht meistens anders aus. Viele Hühner gehen in ihrem Leben nie auf einem Grasboden, sehen noch nicht einmal Tageslicht. Stattdessen fristen sie ein tristes und kurzes Leben, eingesperrt in Käfigen beziehungsweise Kleinvöliern oder zusammengepfercht mit vielen Leidgenossen auf engem Raum bei der Bodenhaltung. Für die Hühner in solchen industriellen Großanlagen ist das Leben daher, im wahrsten Sinne des Wortes, kein Ponyhof.

Doch bevor die Hähnchen auf den Tellern der Republik landen, geht es für die Tiere erst einmal in die Schlachthöfe. Für viele Hühner aus Niedersachsen wird der Weg zur Schlachtung in Zukunft wohl Richtung Celle führen, auf der A7, dem Geflügel-Highway. Denn dort plant die Firma „Emsland Frischgeflügel“ den Bau einer neuen Schlachthanlage, in der pro Stunde 27.000 Hühner getötet werden dürfen. Das bedeutet, dass dort täglich 432.000 Vögeln der Gar ausgemacht wird - an sechs Tagen der Woche. Und auf das Jahr gerechnet sind es fast 135 Millionen Schlachtungen, die allein in diesem Schlachthof bei Celle durchgeführt werden sollen. Um so viele Tiere schlachten zu können, müssen im Umkreis von 100 Kilometern ungefähr 400 Hühnermastanlagen betrieben werden.

Von Mai bis August besetzten mehr als zwei Dutzend Aktivisten aus der Tierrechtsbewegung das Gelände, auf dem die Schlachtfabrik gebaut werden soll. Ihr Ziel war es, den Bau der Anlage zu verhindern. Dies gelang allerdings nicht, da die Polizei ihr Protestcamp am 10. Au-

27.000

Ca. die Einwohnerzahl von Verden (Aller) und die Zahl an Hühnern, die pro Stunde in der Schlachtfabrik von „Emsland Frischgeflügel“ getötet werden dürfen.

432.000

Mehr als die addierte Einwohnerzahl von Osnabrück, Oldenburg und Salzgitter sowie die Anzahl von Hühnern, die täglich in der angesprochenen Anlage geschlachtet werden dürfen.

134.700.000

Mehr als die addierte Einwohnerzahl von Deutschland und Südafrika sowie die Anzahl von Hühnern, die jährlich in dem Schlachthof bei Celle getötet werden können.

gust räumte. Laut Angaben der Tierrechtler waren daran etwa 200 Polizisten und ein Sondereinsatzkommando beteiligt.

Was kann man also tun, um etwas gegen den Bau solcher riesiger Schlachthöfe zu unternehmen? Ganz einfach: Einkaufen gehen. Die Nachfrage wirkt sich auf das Angebot aus, und Firmen wie „Emsland Frischgeflügel“ müssen nach wirtschaftlichen Kriterien handeln. Und das bedeutet, dass sich Bau und Betrieb einer Schlachtfabrik nicht rentieren, wenn die daraus entstehenden Produkte in den Supermarktregalen liegen bleiben. Wer die Finger von konventionellen Hühnerprodukten lässt, stattdessen auf Bio-Ware umsteigt oder ganz die Finger vom Fleisch lässt, kann seinen persönlichen, kleinen Teil dazu beitragen, dass in Zukunft weniger Hühner in Deutschland gezüchtet und getötet werden. Und wenn das eigene Essen auf dem Weg zum Teller nicht durch die Hölle gegangen ist, schmeckt es oft auch himmlisch gut...

Christoph Röttgers

GRÜN, ABER NICHT GESUND!

Neben den vielen Bemühungen der Politiker zum Klimaschutz wie jüngst beim Klimagipfel in Kopenhagen sollte der Schutz der 'grünen Lunge unseres Planeten' nicht in Vergessenheit geraten. Die Artenvielfalt der Regenwälder wird nur erhalten bleiben, wenn sie auch in Zukunft geschützt werden wird. Dies haben sich sowohl 'Ecosia' als auch 'Rettet den Regenwald e.V.' zur Aufgabe gemacht. Stellt euch dazu einmal folgende Situation vor: Ihr geht an einem sonnigen Sommertag durch den kühlen Wald. Geschützt durch das dichte Blätterdach genießt ihr die Stille der Natur. Ab und zu rascheln die Blätter im Wind. Ihr atmet tief ein und riecht den Duft der Sträucher. Doch plötzlich wird die Idylle durchbrochen. Äste bersten durch die Bulldozer, die sich unaufhaltsam ihren Weg durch den Wald bahnen, um an die kostbarsten Baumarten zu gelangen.

Von der Lebensfreude der Tiere ist nun nichts mehr zu hören. Stattdessen sind nun nur noch Motorsägen und die Schreie verängstigter Tiere zu vernehmen, die mit einer Schussalve gejagt werden. Dies hier beschriebene Szenario ist in vielen Regenwaldgebieten leider schon seit längerem Realität. Doch wir können unseren Teil dazu beitragen, dass sich dies in Zukunft verbessern wird.

Foto oben: „Virginia Boswell“ / www.jugendfotos.de, CC-Lizenz(by-nc)
Foto unten: Global Witness

Ecosia

Die grüne Suchmaschine Ecosia, die sich selbst als 'soziales Unternehmen' sieht, leistet ihren Teil zum Regenwaldschutz in Form von Spenden an den WWF. Das Unternehmen wurde erst im Dezember 2009 von Christian Kroll, dem Betreiber der anderen beiden grünen Suchmaschinen Forestle und Znout, ins Leben gerufen. Momentan unterstützt Ecosia laut eigener Website damit ein Projekt im Juruena-Nationalpark in Brasilien. Der Nationalpark, der 2006 gegründet wurde, ist Teil des staatlichen ARPA-Programms (Amazon Region Protected Areas), das den Regenwald vor der Massenabholzung bewahren soll und sich für den Schutz der Bewohner einsetzt. Mehr als 80% der Einnahmen, die Ecosia durch Suchen im Internet verdient, werden nach eigenen Angaben gespendet. Pro Suche werden 2m² Regenwald gerettet, was bei einem ha einer CO²-Neutralisation von 120kg CO² entspricht. Mit dieser positiven Bilanz wirbt Ecosia, weil so dem CO²-Ausstoß entgegengewirkt wird. Dies funktioniert jedoch nur, sofern gesponserte Links angeklickt werden, da die erzielten Werbeeinnahmen, durch die das Unternehmen seine Spenden finanziert, im anderen Fall gar nicht erst zustande kommen. Auch Zeitonline nimmt sich dieser Fragen in ihrem Artikel mit dem Titel „Öko-Suchen schützen das Gewissen mehr als den Wald“ vom 14.6.2010 an, ebenso wie Utopia. Einen weiteren Haken hat die Sache auch noch. Bei der Suche greift Ecosia auf die Server von Bing und Yahoo zu, welche nicht auf grünen Strom zurückgreifen, sondern ihre Server mit konventionellen Energien betreiben. Der Suchvorgang mit Google werde damit nur umgangen, um sich selbst zu beruhigen, so die Meinung der Kritiker. Dass mit jeder Suche eine Fläche von 2m² gerettet werde, entspreche nicht der Wahrheit. In Wirklichkeit würden Projekte unterstützt, Flächen aber nicht gekauft werden. Trotzdem, ein wichtiger Beitrag zum Regenwaldschutz besteht in der Nutzung grüner Suchmaschinen. Tragt also auch IHR durch eure Wahl und euer Engagement einen entscheidenden Teil dazu bei.

Rettet den Regenwald e.V.

Rettet den Regenwald e.V. wurde 1986 von Reinhard Behrend gegründet. Der Verein hat seinen Sitz in Hamburg und kooperiert sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene mit Umwelt-, „Eine Welt“- und Menschenrechtsgruppen in Deutschland, Europa, Australien, Nord- und Südamerika und Asien. In den Ländern fungieren Vereinsmitglieder als Entwicklungshelfer, und unterstützen die indigene Bevölkerung beim Kampf für ihre Rechte. Ferner demonstrieren sie mit der indigenen Bevölkerung gegen den Raubbau und eine Ausbeutung der Bodenschätze wie Edelmetalle und Öl und vermeiden so Überflutungen und andere Umweltkatastrophen. Auf die Erdölförderung und die daraus resultierenden Probleme möchte ich gleich bei der Vorstellung eines der vielen Projekte des Vereins eingehen. Der Verein unterstützt sie aber auch finanziell und verschafft den indigenen Völkern im Ausland bei den Unternehmen Gehör. Zudem wird die deutsche Bevölkerung für diese Thematik sensibilisiert, indem Probleme betitelt und öffentlich

zur Sprache gebracht werden.

Rettet den Regenwald e.V. kritisiert vor allem, dass der Respekt gegenüber der Natur und damit vieler verborgener Möglichkeiten - z.B. in der Medizin - verloren gegangen ist und gehen wird, sofern der illegale Holzhandel weiterhin blüht. „In 20 Jahren werden nur noch kleine Reste übrig sein!“, meint Reinhard Behrends.

Links zum Thema Regenwald:
www.rainforestfoundation.org
www.regenwald.de
www.regenwald.info/
www.regenwald.org
www.wwf.de

Dementsprechend couragiert ist der Einsatz auch in Ecuador, wo Erdöl gefördert werden sollte.

Bei dem Gebiet handelt es sich um den Yasuni-Nationalpark und das angrenzende Ispingo-Tambococha-Tibutini-Gebiet (ITT).

Bereits am 18. März 2007 unterzeichneten die Unternehmen Petroecuador, Sinpec aus China, ENAP aus Chile und Petrobras aus Brasilien nach Angaben des Online-Magazins Quetzal einen Vertrag zur Erschließung und zum Betrieb der Erdölfelder des ITT.

Das staatliche Unternehmen Petroamazonas, welches von Petroecuador im Mai 2008 gegründet wurde, baut eine Pipeline entlang des Flusses Nipo von 18 km Länge in der Nähe des Yasuni-Nationalparks. Die Befürchtung der Umweltschützer und der einheimischen Bevölkerung sind, dass Giftstoffe über den Fluss in die unberührte Natur des Nationalparks gelangen. Diese würden dann in die Nahrungskreisläufe gelangen und der Natur einen irreparablen Schaden zugefügt.

Geplant waren 113 Bohrlöcher auf sieben Plattformen, wobei auf ein Fünftel der ecuadorianischen Erdölreserven zugegriffen werden sollte. Das erschreckende bestand für die Bevölkerung darin, dass der Bau der Pipeline vorangetrieben wurde, während Präsident Correa der Bevölkerung Bemühungen um den Schutz dieser Flächen versprach.

Auch nach Angaben von Rettet den Regenwald e.V. wurden Ausgleichszahlungen für den Verzicht auf die Erdölförderung gefordert. Da Präsident Correa allerdings nicht die Vertragsbestimmungen passten, drohte er im April dieses Jahres mit der Ölförderung.

Doch Dank der Protestaktionen vieler Länder und der Initiative Yasuni por la vida konnte der Präsident zu einem Umdenken bewegt werden, das am 3. August 2010 zum Vertragsabschluss zwischen Ecuador und der UN führte.

In dem Vertrag wurde einem Treuhandfonds zugestimmt, der von der UN verwaltet wird und laut Quetzal in den nächsten 13 Jahren bis zu 2,7 Milliarden Euro aufbringen wird. Mit diesem Geld sollen sowohl soziale als Umweltprojekte finanziert werden.

Damit wird nicht nur die Artenvielfalt bewahrt, sondern Ecuador nimmt auch eine Vorreiterrolle in einer Welt, in der fossile Rohstoffe immer rarer werden, ein.

Achtet daher beim Kauf von Gartenmöbeln, dass ihr keine Tropenhölzer kauft! Konsumiert keine Palmöl enthaltenen Nahrungsmittel, da dies den Raubbau fördert und hierfür extra Plantagen angelegt werden, und meidet Etikettenschwindel!

Christopher Vogel

ZUKUNFTSMUSIK?

Club- und Festivalbesuche machen Spaß, sind aber oft nicht das, was man als ökologisch und nachhaltig bezeichnen kann. Licht- und Soundanlagen sind wahre Stromfresser, zudem entstehen oft auch riesige Mengen Müll. Aber muss das sein? Nein, wie zwei Beispiele zeigen!

Die Idee ist so einfach wie genial: Die Energie, die Discobesucher durch ihre Bewegungen auf der Tanzfläche lassen, wieder in elektrischen Strom umwandeln. Doch erst seit 2008 gibt es den ersten Club, der dieses Prinzip in die Tat umgesetzt hat. Gemeint ist der Club WATT (watt-rotterdam.nl) im niederländischen Rotterdam. Dessen 30 Quadratmeter große Dancefloor gibt bei Tanzbewegungen einige Millimeter nach, und diese Schwingungen erzeugen genügend Energie, um die LED-Leuchten im Club leuchten zu lassen.

Und das ist noch nicht alles. Wer im Club WATT auf das Klo geht, spült in den meisten Fällen nicht mit Wasser aus der Leitung, sondern mit Regenwasser vom Dach. Das dortige Sammelbecken reicht - voll gefüllt - für etwa 50.000 Klospülungen. Das spart Trinkwasser und zusätzlich auch den Geldbeutel der Clubbetreiber. Zusätzlich denkt die Klimaanlage mit und berechnet stetig den Bedarf an

Kühlung in Hinsicht auf die Besucherzahl. Außerdem gibt es Getränkehalter zum Umschnallen und wieder verwertbare Becher, die für weniger Müll sorgen.

Nachahmer des Konzepts gibt es schon, beispielsweise in London. In Tel Aviv oder San Francisco gibt es ebenfalls Clubs, die die Umwelt schonen. Doch nicht nur im Ausland, auch in Deutschland selbst kann man nachhaltig und umweltbewusst feiern.

Dies zeigt etwa das Rheinkultur in Bonn, das immer Anfang Juli stattfindet. Unter dem Motto „Green Rocks“ verfolgen die Veranstalter das Ziel, jedes Jahr aufs Neue ein klimaneutrales Festival auf die Beine zu stellen. 2009 gelang dies durch das Pflanzen von 1.5000 Bäumen in Norddeutschland als Kompensation für die entstandenen Emissionen.

Das wissen auch die auftretenden Bands, wie 2010 beispielsweise Madsen, zu schätzen. Deren Sänger Sebastian Madsen legt gegenüber green-rocks.com besonderen Wert darauf, dass das Gelände nicht vollgemüllt wird. „Die Natur wird es uns danken und wir können uns mit dem besten Gewissen auf viele weitere Jahre Rheinkultur freuen“, so der Frontmann der Band. Um etwas gegen den Müll zu tun - immerhin zwischen 30 und 40 Tonnen pro Jahr - besteht auf dem Festivalgelände auch die Möglichkeit, den Müll direkt zu trennen.

Zusätzlich wird der Strom, der auf dem Rheinkultur verbraucht wird, aus erneuerbaren Energien hergestellt, verursacht so also keine

zusätzliche CO²-Emissionen. Zur Minderung des Kohlendioxidaustrisses gibt es in Bonn auch die „Green Card“, die den Festivalgängern nicht nur Vorteile auf dem Rheinkultur selbst bieten, sondern auch die die Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs beinhaltet.

Es gibt schon viele Musiker, die ihre Auftritte danach auswählen, wo Wert auf die Schonung der Umwelt gelegt wird. Nena, Juli und Farin Urlaub gehören dazu, berichtet green-rocks.com. Damit Festivals aber nicht nur auf den Profit, sondern auch auf die Umwelt achten, kommt es auf die Besucher an. Wer Müll vermeidet und CO₂-schonend mit Bus, Bahn oder Mitfahrgelegenheit anreist, trägt seinen Teil dazu bei. Und kann mit gutem Gewissen rocken.

Christoph Röttgers

Weitere Infos:

SOUNDS FOR NATURE

Ein Projekt zur Verbindung von Musik und Naturschutz des Bundesamtes für Naturschutz (BfN), der Musik-Agentur K.O.K.S., der Deutschen Rockmusik-Stiftung und dem Institut für Umweltkommunikation (ifu Bonn). Unter anderem entwickelten die Beteiligten ein Zertifikat für Festivals, das deren Umweltverträglichkeit bewertet.

Mehr unter:

www.bfn.de/sounds

GREEN'N'CLEAN-Award

Eine Auszeichnung für die Mitglieder der Festival-Plattform „YourEurope“, die nach festen Kriterien, die Festivals umweltfreundlicher machen sollen, verliehen wird. Aus Deutschland haben diese Auszeichnung bisher erhalten: „Das Fest“ (Karlsruhe), „Rheinkultur“ (Bonn) und das „Taubertal-Festival“ (Rothenburg ob der Tauber). Die letzten beiden kooperieren auch mit Sounds for Nature. Schaut nach unter:

www.youreurope.org/green_clean.aspx

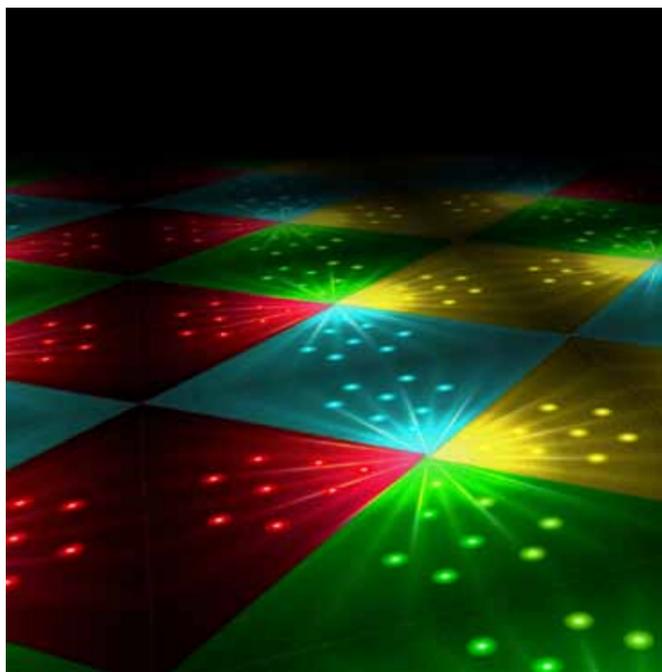


Foto: Didi01 / pixelio.de

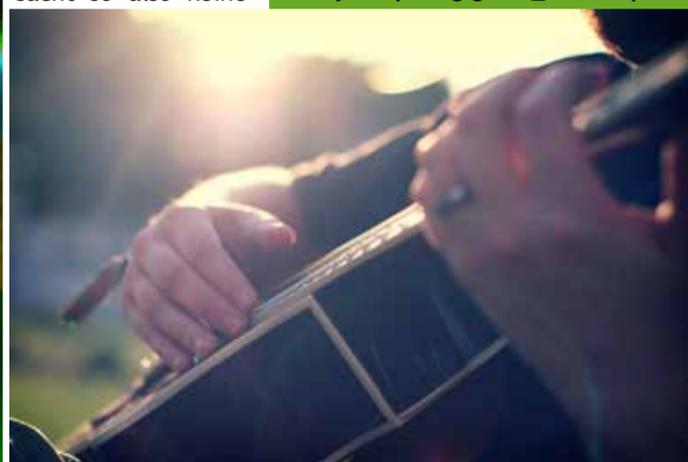


Foto: ginnerobot / flickr.com

WANTED -THE OTTERHOUND-

Züchtung: Beim Otterhund handelt es sich nicht um eine Kreuzung zwischen Otter und Hund. Gesucht wird der aus England stammende Otterhound, der durch die Kreuzung verschiedener Hunderassen wie Bluthund, Deerhound, Foxhound, Spaniel, Terrier und Griffon entstanden ist. Die Züchtung dieser alten Haustierrasse erfolgt bereits seit ungefähr 800 Jahren. Den Namen Otterhund erhielt dieser Hund auch nicht aufgrund seiner guten Schwimmleistung, sondern die Verbindung der unterschiedlichen Eigenschaften der verschiedenen Hunderassen prädestinierten den Otterhund für die Jagd auf den Fischotter.

Aussehen:



So sieht der Otterhund aus. 30 bis 55 kg schwer mit einer Schulterhöhe von 60 bis 67 cm. Er besitzt ein struppig wirkendes, aber sehr dichtes und öliges Fell ganz unterschiedlicher Färbungen. Auffällig sind zudem die hängende Augenlider und Lefzen, die langen Ohren, die tiefe Stimme und die langen Beine mit den dicken Pfoten. Für die Otterjagd zeichnen ihn seine gute Nase, mit der er die Witterung des Otters noch nach 24 Stunden aufnehmen kann, und die tiefe Stimme mit großer Reichweite aus, mit der er Nachrichten geben und den Otter aus seinem Versteck jagen kann. Auch ist er ein ausdauernder Läufer und guter Schwimmer, mit seinen dicken Pfoten kann er gut im feuchten Gebiet laufen und sein dichtes, öliges Fell hält warm und ist wasserabweisend. Der Otterhund hat eine Lebenserwartung von 13 - 15 Jahren.

Einsatz: Der Otterhund wurde zur Otterjagd gezüchtet. Diese musste ihm allerdings antrainiert werden. Eine Otterhundmeute bestand aus 20 bis 50 Hunden. In England gab es fast in jeder Grafschaft eine eigene Meute, denn die Otterjagd galt als gesellschaftliches Ereignis und war ein Sport der Könige und Adeligen. Auch deutsche, österreichische und ungarische Adelshäuser hielten sich eigene Otterhundmeuten. Angeführt von einem Jagdleiter wurden die Flüsse nach Otterspuren abgesucht, hatte man eine solche Spur entdeckt, wurde der Otter aus seinem Versteck gejagt und bis zu seiner völligen Erschöpfung gehetzt. Letztendlich wurde er entweder von der Otterhundmeute zerrissen, vom Jäger mit Eichknüppeln erschlagen oder auch mit dem Dreizack aufgespießt. Allein mit einer Otterhundmeute sollen in rund 20 Jahren über 700 Otter getötet worden sein.

Haltung: Als Meutehund lässt sich der Otterhund gut in die Familie integrieren, ist anhänglich und freundlich. Als robuster und ausdauernder Hund braucht er allerdings viel Platz, Auslauf und Beschäftigung.

Grund der Suche: Der Otterhund wird vermisst. 1978 wurde der Fischotter in Großbritannien ganzjährig geschützt. In den anderen europäischen Ländern wurde die Otterjagd sogar schon früher verboten. Daraufhin wurden ganze Hundemeuten eingeschläfert und die Zucht von reinrassigen Otterhunden vernachlässigt bzw. andere Rassen eingekreuzt. Das hatte zur Folge, dass der Otterhund heute eine vom Aussterben bedrohte Haustierrasse ist. Ungefähr 60 Hunde gibt es heute noch in Deutschland, weltweit existieren noch ca. 1000 Tiere.

Hinweis für die Suche: Schauen Sie doch einfach einmal im OTTER-ZENRUM Hankensbüttel vorbei. Mehr Informationen unter www.otterzentrum.de

Paula Böhmer, 19.07.2010

GEN-CHAOTEN IN AALHAUSEN



Text, Zeichnungen und Colorierung: Harry Messerschmidt
Layout: Marco Messerschmidt

„Gen-Chaoten in Aalhausen“ ist eine Parodie auf McDonald's. Alle Szenarien und Situationen in dem Comic sind Fantasieprodukt des Autors. Der Inhalt dieses Comics wurde auf keinen Fall als faktisch entwickelt und Ronaald Mc Donaald steht nicht in Beziehung zur McDonald's Coparation oder ihren Partnern.

GEN-CHAOTEN IN AALHAUSEN



FORTSETZUNG FOLGT!

Text, Zeichnungen und Colorierung: Harry Messerschmidt
Layout: Marco Messerschmidt

„Gen-Chaoten in Aalhausen“ ist eine Parodie auf McDonald's. Alle Szenarien und Situationen in dem Comic sind Fantasieprodukt des Autors. Der Inhalt dieses Comics wurde auf keinen Fall als faktisch entwickelt und Ronaald Mc Donaald steht nicht in Beziehung zur McDonald's Coparation oder ihren Partnern.

Der Zug der Vögel



Foto oben: Hans Peter Dehn / pixelio.de

Beobachtet man auf Helgoland einen Vogel genau, so erkennt man manchmal einen kleinen Ring aus Metall oder Plastik an seinem Fuß. Auf diesem findet sich eine individuelle Kennnummer, mit der festgestellt werden kann, wann und wo das Tier beringt und später vielleicht wieder aufgetaucht ist. Dadurch entstehen wichtige Daten für Wissenschaft und Naturschutz. Die Beringung liefert Informationen über Wanderwege, Alter und Todesursache der Tiere. Fangzahlen erlauben auch Aussagen über Bestände und ihre Veränderung, sowie über den Bruterfolg der Vögel. Die Beringungszentrale für Nordwestdeutschland ist das Institut für Vogelforschung in Wilhelmshaven, das 1910 als „Vogelwarte Helgoland“ auf Helgoland gegründet wurde und dort auch heute eine Außenstelle unterhält. Das Institut untersteht niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur.

Aus den standardisierten Fängen auf

links unten:

Farbringe wie dieser für eine Silber- oder Heringsmöwe, lassen sich auch ablesen, ohne den Vogel zu fangen

rechts unten:

Dr. Ommo Hüppop, Leiter der Inselstation auf Helgoland

mittig:

Reuse im Fanggarten der Inselstation „Vogelwarte Helgoland“

oben:

Die Küstenseeschwalbe legt bis zu 40.000 Kilometer zurück, um von ihrem Sommer- ins das Winterquartier zu kommen. Das ist fast eine Erdumrundung den Äquator entlang! Es gibt nach heutigen Erkenntnissen keinen Vogel, der weiter reist. Für den Zug braucht die Küstenseeschwalbe ca. 4 Monate. Bei uns hält sie sich im Sommer auf - die Nordsee zählt zu den südlichsten Sommerquartieren. Im Juni geht es dann zu den Winterquartieren rund um die Antarktis.

Helgoland lassen sich auch Auswirkungen des klimatischen Wandels auf das Verhalten der Zugvögel ablesen. In Nord- und Mitteleuropa sei vor allem ein Anstieg der Winter- und Frühjahrstemperaturen zu verzeichnen, sagt Dr. Ommo Hüppop, Leiter der Inselstation. Vegetation und Insekten können sich früher entwickeln und bedingen so eine Vorverlagerung des Vogelzuges. Dr. Hüppop vermutet daher auch frühere Bruten der Tiere. Der Zeitpunkt des Wegzuges aus den Brutgebieten im Herbst sei dagegen nur geringfügig oder gar nicht verändert. Insgesamt ergebe sich für die Vögel eine längere Zeit für die Reproduktion zwischen Hin- und Wegzug, was den Bruterfolg begünstigt.

Aber nicht immer wirkt der Klimawandel positiv auf die Zugvögel. Der Einfluss steigender Temperaturen auf das Plankton- und Fischangebot kann beispielsweise die Nahrungsverfügbarkeit für Meeresvögel verringern. Wenn sich Waldgrenzen aufgrund der klimatischen Veränderung verschieben, können zudem Lebensräume verloren gehen. Verminderte Niederschläge in Afrika verschlechtern die Bedingungen in den Rast und Überwinterungsgebieten.

Als Reaktion auf die veränderten klimatischen Bedingungen zeigen einige Zugvogelarten die Tendenz, kürzere Strecken zurückzulegen. „Manche Arten, wie etwa die mitteleuropäische Stadtamsel, ziehen schon seit langem im Winter nicht mehr fort“, berichtet Dr. Hüppop, „Nebelkrähen kamen früher in großen Scharen aus dem Baltikum zu uns, heute sind sie schon fast eine Besonderheit auf der Insel.“

Um dem Klimawandel Einhalt zu gebieten, wird die Forderung nach der Nutzung erneuerbarer Energien immer stärker. In Meeresgebieten werden daher immer mehr Windenergieanlagen errichtet. Diese stellen aber eine Gefahr für Zugvögel dar. Laut Dr. Hüppop würden die Tiere auf ihrem Zug unter Umständen von beleuchteten Strukturen angezogen und so besteht die Gefahr der Kollision mit den Windenergieanlagen. Dies gilt besonders bei schlechter Sicht durch Nebel oder Niederschlag sowie nachts. „Viele Vögel ziehen nachts, da der Tag oft zur Nahrungssuche genutzt wird“, erläutert Dr. Hüppop.

Trotz der Gefahren der Windenergieanlagen für die Tiere spricht sich Dr. Hüppop für ihre Nutzung aus: „Wir müssen von fossilen Brennstoffen

wegkommen.“ Windenergieanlagen müssen aber wie andere große, beleuchtete Strukturen für Zugvögel jedoch „entschärft“ werden. Eine Möglichkeit stellt der Verzicht auf Beleuchtung und die Errichtung der Anlagen abseits von Vogelzuglinien dar. Dafür ist weitere Forschung notwendig. Es wurde beispielsweise herausgefunden, dass Blinklicht Vögel weniger anlockt als Dauerlicht.

Jeder Einzelne kann zum Schutz der Vögel beitragen: „Nicht fliegen und Energie sparen, das ist gut gegen den Klimawandel“, rät Dr. Hüppop.

Merle Bollen

Zum Schluss...

...bist DU gefragt! Dies ist die erste Ausgabe unseres Magazins, und weitere werden kommen, das nächste Mal soll im Frühjahr 2011 gedruckt werden.

Hast du Lust, einmal Reporter zu spielen?

Dann melde dich bei uns! Wir sind offen für neue Ideen und freuen uns auf Hilfe! Wie du gemerkt hast, sind unsere Themen nicht eng gefasst und es gibt viele Dinge, über die noch berichtet werden kann. Wir treffen ungefähr alle zwei Monate, um die nächste Ausgabe zu besprechen.

Also, wenn du eine Idee hast, dann sprich uns einfach an. Sie dazu in das Impressum am Anfang dieses Heftes.

Unsere Themen fürs nächste Mal, so wie sie bisher feststehen:

Öl - billiger Treibstoff und Wann ist Schluss mit dem wichtigen Energieträger, was können wir dann tun? Und wer spricht schon über die Ölpest von Nigeria?

„Greening The Desert“

Was können wir hier dagegen tun, dass sich die Wüsten der Welt immer weiter ausdehnen?

Mehr zu Grünzeugs findest du im Internet unter www.naju-niedersachsen.de/projekte/gruenzeugs



Wir sind ehrenamtlich engagierte Jugendliche und arbeiten in einem Arbeitskreis an diesem Magazin. „Grünzeugs“ erscheint zweimal im Jahr in ganz Niedersachsen und spricht vor allem junge Menschen an. Der Schwerpunkt dieses Magazins liegt darin, Jugendlichen ein Forum zu bieten, in dem sie sich über ihre Vorstellungen, ihre Meinungen und ihre Perspektiven im Umwelt- und Naturschutzbereich austauschen können. Wie sieht eine Zukunft aus, in der die Menschen verantwortungsbewusst mit der Umwelt umgehen?

Junge Menschen sollen hier zu Wort kommen und ihre Sichtweise der Dinge schildern. Außerdem werden Berufsperspektiven und Projekte vorgestellt und Sachberichte gedruckt. Mitmachen kann jeder, der lernen möchte, wie man professionell eine Zeitung entwirft und druckt.

Wenn du auch ein Thema hast, das dir unter den Nägeln brennt, oder wenn du im Arbeitskreis Redaktion mitarbeiten möchtest, dann melde dich bei uns! Wir sind offen für neue Ideen!

Dieses Magazin ist gefördert von „generation 2.0“, einem Förderprogramm des Landes Niedersachsen und des Landesjugendrings für Engagement und Bildung in der Jugendarbeit.



GENERATION 2.0

ENGAGEMENT & BILDUNG IN DER JUGENDARBEIT

Ein Förderprogramm des Landes Niedersachsen



Niedersächsisches Ministerium
für Soziales, Frauen, Familie
und Gesundheit

Programmregie



landesjugendring niedersachsen e.v.
www.generationzweinull.de

